

Reihe
Germanistische
Linguistik

167

Herausgegeben von Helmut Henne, Horst Sitta
und Herbert Ernst Wiegand

Jürgen Schiewe

Sprachenwechsel –
Funktionswandel –
Austausch der Denkstile

Die Universität Freiburg
zwischen Latein und Deutsch

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1996



Für Andrea

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Schiewe, Jürgen:

Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile : die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch / Jürgen Schiewe. – Tübingen : Niemeyer, 1996

(Reihe Germanistische Linguistik ; 167)

NE: GT

ISBN 3-484-31167-3 ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1996

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Buchbinder: Industriebuchbinderei Hugo Nädele, Nehren

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
Einleitung	1
1 Die Sprachgeschichte der Universität als Forschungsaufgabe	18
2 Universitätsgeschichte und Sozialgeschichte	22
2.1 Literalität und Illiteralität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit	22
2.2 Entstehung und Wandel institutionalisierter Bildung	32
2.3 Die Stellung der Institution 'Universität' in Staat und Gesellschaft	38
3 Universitätsgeschichte und Wissenschaftsgeschichte	54
3.1 Die Gliederung des Wissens	54
3.2 Die <i>septem artes liberales</i> an den Universitäten	61
3.3 Die drei oberen Fakultäten	65
3.4 Wandlungen im universitären Fächerkanon	67
4 Universitätsgeschichte und Sprachgeschichte	80
4.1 Sprachgeschichtsschreibung	80
4.2 Fachprosaforschung	100
4.3 Sprachkontaktforschung	109
5 Beschreibungsprinzipien einer Sprachgeschichte der Universität	116
6 Exkurs I: Die europäischen Universitäten zwischen Gelehrtenlatein und Volkssprache	120
7 Die Geschichte der Freiburger Universität im Spiegel der Sprache ihrer Quellen - ein Umriss	132
7.1 Gründungsinitiative	132
7.2 Wirtschaftliche Ausstattung	137
7.3 Stiftung	139
7.4 Freiheiten und Privilegien	141
7.5 Die Eröffnung der Universität	144
7.6 Die ersten Lehrer	147
7.7 Statuten	149
7.8 Studentenleben in den Bursen	158
7.9 <i>via antiqua</i> und <i>via moderna</i>	162
7.10 Humanismus und Reformation	164
7.11 Jesuiten	170
7.12 Kriegswirren und Exil	174
7.13 Die theresianischen Reformen	176
7.14 Der Übergang an Baden	182
7.15 Ausblick auf das 19. und 20. Jahrhundert	184
8 Universitäre Sprachsphären: Zur Methode der Quellenaufbereitung und -interpretation	186

9	Sprachgeschichtliche Beschreibungen I: Latein und Deutsch im Längsschnitt der universitären Sprachsphären	197
9.1	Die Sphäre der Rechtsbeziehungen	197
9.2	Die Sphäre der akademischen Verwaltung	211
9.3	Die Sphäre des akademischen Unterrichts	225
9.4	Die Sphäre der akademischen Prüfungen	234
9.5	Die Sphäre der akademischen Gerichtsbarkeit	237
9.6	Die Sphäre der akademischen Repräsentation	240
9.7	Die Sphäre des direkten Umgangs	243
9.8	Die Sphäre der persönlichen Korrespondenz	246
9.9	Die Sphäre der wissenschaftlichen Veröffentlichungen	250
10	Sprachgeschichtliche Beschreibungen II: Universitäre Kommunikation und Sprachenwahl in ausgewählten Querschnitten	254
10.1	Die sprachlichen Verhältnisse in der Gründungszeit	254
10.2	Die Durchsetzung des Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts	258
10.3	Lateinische Relikte in neuerer Zeit	262
11	Exkurs II: Latein und Deutsch an der protestantischen Universität Basel	265
12	Zusammenfassung in Thesen	277
	Schlußbemerkungen	281
	Abbildungen und Tabellen	290
	Literaturverzeichnis	291
1	Archivalien	292
2	Gedruckte Quellschriften und Forschungsliteratur	304
	Namen- und Sachregister	363

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist die überarbeitete Fassung meiner im Wintersemester 1993/94 dem Gemeinsamen Ausschuß der Philosophischen Fakultäten der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg eingereichten und im Sommersemester 1994 angenommenen Habilitationsschrift.

Der Gedanke, den Übergang vom Gelehrtenlatein zur deutschen Wissenschaftssprache exemplarisch zu untersuchen und dafür die Universität als institutionellen Rahmen zu wählen, wurde in meinem Rigorosum in Germanistischer Linguistik, das ich im Juli 1986 bei Prof. Dr. Uwe Pörksen absolviert habe, geboren. In daran anschließenden Gesprächen konkretisierte sich die Idee, so daß ich im Sommer 1987 eine erste Skizze vorlegen konnte, die im darauf folgenden Frühjahr 1988 die Zustimmung der Kommission für die Vergabe des Hugo-Moser-Förderpreises für Germanistische Linguistik fand. Den Mitgliedern der Kommission, insbesondere Herrn Prof. Dr. Siegfried Grosse als deren Vorsitzendem, danke ich sehr herzlich für das mir damals ausgesprochene Vertrauen und für die Ermunterungen, die mir auf den Weg gegeben wurden.

Zum damaligen Zeitpunkt wußte ich allerdings noch nicht, ahnte es kaum, in welchem Maße eine Sprachgeschichte der Institution 'Universität', die möglichst viele historisch präzise und relevante Dimensionen des Verhältnisses von Latein und Deutsch zu berücksichtigen bestrebt ist, die Grenzen einer formal-deskriptiven Sprachwissenschaft überschreiten muß. Erst allmählich, nachdem ich im Herbst 1990 intensiv mit der Arbeit beginnen konnte, eröffnete sich durch das Studium von allgemeinen Universitäts-, Wissenschafts- und Sprachgeschichten, von entsprechenden Spezialuntersuchungen und unveröffentlichtem Archivmaterial ein Horizont, an dem die Fäden 'Sprache', 'Universität' und 'Wissenschaft' als ein historisch und systematisch verwobenes Muster erschienen. Es zeichnete sich immer deutlicher ab, daß der Übergang vom Lateinischen zum Deutschen, auch wenn er konkret an nur einer Universität untersucht wird, nicht ohne eine allgemeine, umfassende Berücksichtigung des sozialen Rahmens, in dem er stattfand, also der Institution 'Universität' im allgemeinen, und der Inhalte, die in der Sprache transportiert werden, der Wissenschaft hauptsächlich, aber auch anderer Kommunikationsbereiche, beschrieben und interpretiert werden kann.

Standen zunächst die Fragen nach dem Wann und Wie des Sprachenwechsels im Vordergrund des Interesses am Thema, so drängte sich im Laufe der Auseinandersetzung immer stärker die Frage nach dem Warum auf. Aus der Suche nach den Gründen ergab sich zwangsläufig ein Nachdenken auch über die Folgen. Gründe und Folgen sprachlicher Veränderungen sind, wie der Sprachhistoriker weiß, aber nur in den seltensten Fällen in der rein formalen Anlage einer Sprache selbst zu finden. Meist wirken, im weitesten Sinne genommen, sich wandelnde soziale Kräfte, oft im Verbund mit Mentalitätswandlungen. Mentalitätswandel in Universität und Wissenschaft bedeutet eine Veränderung dessen, was unter Wissenschaft verstanden, was als Tradition gepflegt, als Erkenntnis vermittelt wird. Gegründet auf diese Einsicht war es zwingend, in die sprachgeschichtliche Dar-

VIII

stellung auch sozial- und wissenschaftsgeschichtliche Gesichtspunkte der Institution 'Universität' einzubeziehen. Da sich in der neueren Sprachgeschichtsschreibung die Auffassung durchgesetzt hat, daß Sprache - wie Gesellschaft und Wissenschaft u.a. auch - Teil menschlicher Kultur ist und Sprachgeschichte folglich mehr als bloße historische Linguistik sein muß, nämlich die Beschreibung historischer Zusammenhänge zwischen Sprache und Gesellschaft im Rahmen kommunikativer Praxis, sehe ich keine Veranlassung, die hier gewählte Verschränkung von Sprach-, Sozial- und Wissenschaftsgeschichte über Gebühr rechtfertigen oder gar verteidigen zu müssen. Im übrigen muß die Diskussion des Ergebnisses der Arbeit, das in den drei Stichwörtern des Titels bereits angedeutet ist, die Brauchbarkeit dieses Ansatzes erweisen.

Ohne die ideelle und materielle Unterstützung, aber auch ohne kritische Begleitung der Arbeit durch Institutionen, Gutachter, Kollegen und Freunde hätte die ganze Unternehmung nicht zustandekommen können. Es ist mir deshalb weniger eine Pflicht, vielmehr ein Bedürfnis und eine Freude, an dieser Stelle Dank sagen zu dürfen.

Die Arbeit wurde von Oktober 1990 bis September 1993 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bonn durch ein Habilitandenstipendium großzügig gefördert. Ich danke der DFG sehr herzlich für diese grundlegende Unterstützung, die mir erst die Möglichkeit eröffnete, mich weitgehend frei von materiellen Sorgen dem Thema widmen zu können.

Den Gutachtern, die sich in den verschiedenen Phasen der Bearbeitung mit Exposé, Zwischenberichten und schließlich mit der als Habilitationsschrift eingereichten Fassung beschäftigen mußten, danke ich für ihre aufschlußreichen Stellungnahmen. Insbesondere danke ich Prof. Dr. Hugo Steger für seine Unterstützung im Vorfeld der Arbeit und Prof. Dr. Dieter Mertens für seine Kritik aus geschichtswissenschaftlicher Sicht.

Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Universitätsarchivs Freiburg und des Staatsarchivs Basel gilt mein Dank für ihre tatkräftige Hilfe bei der Materialbeschaffung.

In unterschiedlichen Bearbeitungsstadien hatte ich Gelegenheit, Teile der Arbeit in Seminaren an der Freiburger und Heidelberger Universität vorzutragen. Ich danke den Kolleginnen und Kollegen sowie den Studentinnen und Studenten, mit denen ich Gedanken und Konzepte dieser Arbeit diskutieren konnte, sehr herzlich für ihre Kritik.

Mein Dank gilt weiterhin den Herausgebern für die Aufnahme der Arbeit in die 'Reihe Germanistische Linguistik'.

Den Mitarbeiterinnen des Max Niemeyer Verlags, Frau Karin Wenzel, Frau Birgitta Zeller und insbesondere meiner Lektorin Frau Bettina Gade, danke ich sehr für ihre Geduld sowie für die sorgfältige Betreuung des Manuskripts und der Drucklegung.

Ich danke meinem akademischen Lehrer Prof. Dr. Uwe Pörksen, bei dem ich im Sommersemester 1979 mein erstes Freiburger linguistisches Seminar über Platons 'Kratylos' besuchte, für die wissenschaftliche und persönliche Begleitung meines Weges vom Staatsexamen über die Promotion bis zur Habilitation. Seine Förderung und sein Vertrauen, seine Kritik und sein Zuspruch haben in den entscheidenden Phasen stets einen positiven Anstoß und Ausschlag gegeben.

Ich danke meiner Frau Andrea Schiewe dafür, daß sie auch jene Zeit mit mir geteilt hat. Unsere Entbehrungen kann sie am besten ermessen. Ihr widme ich dieses Buch.

Freiburg, im Dezember 1995

Jürgen Schiewe

Einleitung

Im Jahre 1957 beging die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg das Jubiläum ihres fünfhundertjährigen Bestehens. Eine Woche lang, vom 24. bis zum 29. Juni, feierte man in Ansprachen, Vorträgen, Kolloquien und Symposien, mit Fackelzügen, Empfängen, Konzerten und Theateraufführungen den Tag der Gründung dieser Hochschule, die zu den ältesten im deutschsprachigen Raum zählt.¹

Die Feierlichkeiten wurden von den zu der Zeit bestehenden fünf Fakultäten dazu genutzt, zahlreiche Ehrenpromotionen auszusprechen. Unter den Geehrten der Philosophischen Fakultät befand sich auch der damalige Bundespräsident Theodor Heuss. Die Urkunde, die der *Doktor honoris causa Theodorum Heuss* von dem Dekan Professor Arnold Bergstraesser überreicht bekam, war, der Tradition entsprechend, in lateinischer Sprache abgefaßt, wie noch heute in Freiburg jeder frisch Promovierte ein lateinisches Promotionszeugnis, allerdings ohne latinisierten Namen, erhält. Das schriftliche Latein der Urkunde, die von dem Dekan verlesen wurde, entsprach den Gepflogenheiten und überraschte die Festversammlung nicht. Verwunderung jedoch gab es, als Theodor Heuss seine Dankesrede [Tellenbach (Hg.) 1961, 52] mit den Worten begann:

Venerabili almae matri Friburgensi magnas ex animi sententia gratias agens decus academicum mihi oblatum libenter accipio simulque promitto me rei publicae inservientem et litteris, artibus studiisque humanitatis deditum id semper esse acturum, ne indignus videar tali honore.

Für diesen einen Augenblick lebte noch einmal die alte, seit ungefähr zweihundert Jahren aber abgelegte akademische Tradition auf, innerhalb der Universität nicht die Volkssprache, sondern das Latein als Sprache der Gelehrsamkeit zu benutzen. Der prominente Redner konnte sich der Wirkung seiner zwar unzeitgemäßen, wohl aber richtig plazierten Worte sicher sein. Nicht sicher aber war er sich, ob seine Rede auch alle Zuhörer erreichen würde. Er fuhr [ebd.] fort:

Darf ich dies kurz kommentieren? Was die praktische Klugheit betrifft, halte ich mich in einer dem Professor Bergstraesser verwandten Preislage auf. Wie er habe ich mein Latein von einem Ordinarius überprüfen lassen, und der hat noch einen geholt, und so ist mein bescheidenes, angeblich ziemlich richtiges Pennälerwissen auf sogenannten akademischen Hochglanz poliert worden. Genehmigen Sie bitte das Ergebnis nach Form und nach Inhalt. Der Inhalt - dies für die Nichtlateiner - besagt im Beginn den Dank für die Ehrung und verspricht im Weitergang für die Zukunft angemessene Bravheit.

Die Rede des Bundespräsidenten veranlaßte den in der gleichen Feierstunde ebenfalls zum Ehrendoktor ernannten Gestaltpsychologen Wolfgang Köhler zu der Bemerkung, er habe nicht den Vorzug des Bundespräsidenten gehabt, daß ihm jemand sein Latein hätte aufputzen können, er werde deshalb gleich auf Deutsch

¹ Das Programm der Feierlichkeiten ist abgedruckt in Tellenbach (Hg.) 1961, 7-15. - Im folgenden erscheinen Zitate aus Quellenschriften *kursiv*, Zitate aus der Forschungsliteratur in doppelten Anführungszeichen.

sprechen. Die Zuhörer reagierten darauf mit einem - vielleicht auch befreienden - Lachen [vgl. ebd., 56]. Die Universitätsgeschichte Freiburgs war um eine Anekdote reicher. Weitergehende Folgen, etwa eine Diskussion über die Frage, ob an der Freiburger Universität nicht wieder die lateinische Sprache eingeführt werden sollte, hatte die von Theodor Heuss scherzhaft begangene Verletzung der bestehenden inneruniversitären Kommunikationsgewohnheiten nicht.

Aber immerhin: Das Band der lateinischen Sprache, das die Universitäten Europas im Mittelalter und in der frühen Neuzeit miteinander verbunden hatte, reicht offenbar noch nahe an die Gegenwart heran. Auch die Grußadressen beispielsweise, die zu dem Freiburger Universitätsjubiläum aus aller Welt eintrafen, waren zu einem großen Teil auf Latein abgefaßt [vgl. ebd., 93-214]. Zumindest bei feierlichen Anlässen hat - oder hatte im Jahre 1957 - die alte Gelehrtensprache noch einen Rang.

Jene kleine Anekdote um den Bundespräsidenten zeigt, daß der Sprachgebrauch innerhalb einer Institution wie der Universität nicht bloß kommunikativen Zwecken wie Verständigung und Mitteilung unterliegen muß. Offenbar vermag die Sprache auch in diesem Fall über die reine Zeichenbedeutung hinaus noch andere Bedeutungen zu transportieren. Theodor Heuss wußte, daß der Sinn seiner lateinischen Worte von den meisten Zuhörern vermutlich nicht oder nur teilweise verstanden wurde. Er wählte trotzdem das Lateinische, weil es in der Universität zum hohen Sprachstil gehört und weil er mit dieser Form der Würde des Redeanlasses besser gerecht zu werden glaubte. Er wählte es wohl auch, um damit - ohne es ausdrücklich sagen zu müssen - an die Geschichte und die Tradition der Universität zu erinnern.

Knapp drei Jahrhunderte zuvor, im Jahre 1687, hatte sich an einer anderen Universität, an der zu Leipzig, ebenfalls eine Verletzung der inneruniversitären Kommunikationsgewohnheiten ereignet. Sie zeitigte allerdings erhebliche Folgen und wird deshalb in der Wissenschafts- und Sprachgeschichte immer wieder besprochen.

Der junge, gerade zweiunddreißigjährige Doktor der Rechte Christian Thomasius hatte sich bis zu jenem Datum ganz in die seit dem Mittelalter bestehenden Gepflogenheiten gefügt, an der Universität die lateinische Sprache in Wort und Schrift zu benutzen. Zum Wintersemester 1687/88 aber heftete er einen Anschlag an das Schwarze Brett der Leipziger Universität [Thomasius 1970, 5], in dem zu lesen stand:

Christian Thomas / eröffnet / Der / Studirenden Jugend / zu Leipzig / in einem Discours / Welcher Gestalt man denen Frantzo= / sen in gemeinem Leben und Wandel nach= / ahnen solle? / ein COLLEGIUM / über des GRATIANS / Grund= Reguln, / Vernünftig, klug und artig zu leben. / zu finden / bey Moritz George Weidemann.

Diese Tat rief einen Skandal hervor. Thomasius, der schon zuvor mit seinen Ansichten über verschiedene Rechtsfragen Anstoß erregt hatte, berichtet, daß er *dem Fasz gar den Boden ausstiesz*, als er *das erschreckliche und so lange damahls die Universität gestanden hatte, noch nie erhörte Crimen begienge*, (*man bedencke nur!*) *ein teutsch Programm [...] an das lateinische schwartze Bret zu schlagen* [zit. nach Hodermann o.J. (1891), 13]. Später, als er, schon längst berühmt, in Halle unterrichtete, schildert Thomasius [ebd., 18] ausführlich die Reaktionen:

Als ich für ohngefähr dreyszig Jahren ein teutsch Programm in Leipzig an das schwarze Bret schlug, in welchem ich andeutete, dasz ich über des Gracians Homme de cour lesen wolte, was ware da nicht für ein entsetzliches lamentiren! Denckt doch! ein teutsch Programm an das lateinische schwarze Bret der löbl. Universität. Ein solcher Greuel ist nicht erhöret worden, weil die Universität gestanden. Ich muste damahls Gefahr stehen, dasz man nicht gar solenni processione das löbliche schwarze Bret mit Weyhwasser besprengte. Kurtz darauf, als ich den ersten Theil meiner Vernunfft-Lehre dem Professore Dialectices in die Censur gab, damit ich meinen Lästerern das Maul stopffen könnte, die mir gefährliche Lehren schuld gaben, wurde ich von ihm zu dem Professore des Aristotelischen Orgelwercks gewiesen. Dieser, da er die ersten Bogen etliche Wochen bey sich behalten hatte, gab mir selbige wieder zurücke, unter keinem andern praetext, als dasz er mit guten Gewissen keine Schrift censiren könnte, darinnen philosophische Lehren in teutscher Sprache tractiret würden, und dieses sey conclusum totius Facultatis Philosophicae. Gleichwohl ist ietzo in meinem lieben Vaterlande die Aergernisz und der Eckel so grosz nicht mehr, als vor dem; und gedенcke ich mir es Alters halber noch wohl gar zu erleben, dasz man selbst Collegia in teutscher Sprache zu Leipzig halten wird. Wer hätte es anno 88. und 89. da diese Dinge mit mir vorgiengen, glauben sollen, dasz es möglich wäre, dasz auf der Philosophischen Catheder zu Leipzig, und zwar in actu promotionis solenni solte eine Oration de Charlataneria eruditorum gehalten werden? und gleichwohl ist es geschehen u. s. w.

An anderer Stelle hebt Thomasius [ebd., 15] noch einmal den Hauptvorwurf gegen seine Tat hervor:

Gleichwie dieses eben deshalb ein Auffsehen machte, und übel genommen werden wolte, dasz ein Doktor privatus solche Neuerungen anfinde, und gelehrte Dinge in der Mutter-Sprache vortragen wolte, also fanden sich auch welche, die sich beschwerten, dasz das ehrliche schwarze Bret so beschimpfft und lingua latina als lingua eruditorum so hintan gesetzt worden wäre.

Wenig später erhielt Thomasius, dem seine Gegner Atheismus vorgeworfen hatten, in Leipzig Lehr- und Publikationsverbot. Sein kühnes Unternehmen, die lateinische Sprache in den Wissenschaften durch die Volkssprache ersetzt zu haben, wurde für diesen Zensurakt zwar nicht ausdrücklich als Grund angeführt, wirkte sich aber gewiß nachteilig auf seine ohnehin umstrittene Stellung an der Universität aus. Thomasius ging nach Halle. Dort bereits 1691 zum Professor ernannt, konnte er an der 1694 gegründeten Universität ungehindert in deutscher Sprache lehren und schreiben. Sein Beispiel machte schließlich Schule. Es sollte nur noch wenige Jahrzehnte dauern, bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts zunächst an den protestantischen Universitäten das Deutsche an die Stelle des Lateinischen getreten war. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte dieser Sprachenwechsel auch die katholischen Hochschulen weitgehend erfaßt.

Beide hier lediglich anekdotisch angeführten Begebenheiten lassen den Gegenstand 'Sprache' in einem eigentümlichen Licht erscheinen. Der lateinischen Dankesrede von Theodor Heuss ist nicht - jedenfalls nicht in erster Linie - die gewöhnlich in der sprachlichen Kommunikation vorherrschende Funktion zuzuordnen, den Zuhörern mittels sprachlicher Zeichen einen gedanklichen Inhalt mitzuteilen, also einen Sinn auszudrücken und ihn als Information weiterzugeben. Seine Rede fungiert, über den in ihr selbstverständlich auch enthaltenen Sinn hinaus, für sich genommen bereits als Zeichen. Man könnte sie, mit Roland Barthes [1980, 85

ff.], einem sekundären semiologischen System zuordnen und als 'Form' begreifen, deren 'Zeichenbedeutung' auf einer anderen Ebene als der des linguistischen Sinns gesucht werden muß. Gleiches läßt sich auch für die Verwendung des Deutschen durch Thomasius an der noch vom Latein dominierten Universität aussagen.

Latein an einer deutschsprachigen und Deutsch an einer lateinsprachigen Universität sind Sprachhaltungen und -handlungen, die ihre Bedeutung aus der Konfrontation zwischen einer allgemein akzeptierten Norm und der bewußten Verletzung dieser Norm gewinnen. Sie können, für sich genommen, als ein Zeichen interpretiert werden, das die Normverletzung anzeigt. Darüberhinaus aber sind sie zugleich auch die Normverletzung selbst, also eine Form sprachlichen Verhaltens, dessen Zeichenbedeutung über die Sprache hinausweist. Diese Bedeutung muß in der Gestalt jener Institution gesucht werden, die von dem Sprachenwechsel betroffen ist: in der Gestalt der Universität.

Wenn Christian Thomasius ein *deutsch Programm* an das Schwarze Brett einer noch vollständig lateinischsprachigen Universität heftet und in der Folge seine Vorlesungen in deutscher Sprache hält, dann tauscht er nicht bloß ein sprachliches Zeichensystem gegen ein anderes aus. Er verändert auch den Charakter der Institution, in der bislang das eine Zeichensystem Geltung besaß und nun das andere Eingang finden soll. Vordergründig betrachtet setzt Thomasius ein bloß auf die Sprache bezogenes Zeichen, genauer besehen aber markiert dieses Zeichen einen Umbruch innerhalb der Institution 'Universität', einen Funktionswandel dieser akademischen Einrichtung.

Der umgekehrte Fall des Theodor Heuss, der Latein an der deutschsprachigen Universität verwendet, ist grundsätzlich genauso zu interpretieren, weist aber einen bedeutsamen Unterschied auf: Thomasius hatte mit seiner Normverletzung den dauerhaften Übergang der Universität vom Lateinischen zum Deutschen intendiert und auch tatsächlich ausgelöst, Heuss dagegen beabsichtigte lediglich eine mehr spielerische Reminiszenz an die lateinische Tradition der Universität, ohne damit den Fortbestand des Deutschen als Wissenschaftssprache für die Zukunft in Frage stellen zu wollen. Die lateinische Dankesrede des Theodor Heuss ist somit nicht mehr als ein schönes Beispiel dafür, daß auch heute noch bei besonders feierlichen Anlässen die alte Gelehrtensprache ein Zeichen sein kann, mit dem sich auf die Würde und die herausgehobene Stellung der Alma mater verweisen läßt.

Der für die nachfolgende Untersuchung zentralen These, daß der Sprachenwechsel innerhalb der Institution 'Universität' als Indikator für einen Funktionswandel dieser Institution zu werten ist, läßt sich eine weitere Begründung allgemeiner Art hinzufügen. Die gegenwärtige soziolinguistische Forschung wird von der Auffassung bestimmt, daß Individuen und auch Institutionen ihre Sprache nie zufällig wählen. Sprache ist zwar - und in Hinblick auf das menschliche Zusammenleben vorrangig - ein Ausdrucks- und Kommunikationsmittel, darüberhinaus aber kommt ihr eine gegenstandskonstituierende Funktion zu. Die Inhalte, die in einer Sprache ausgedrückt und mit ihr kommuniziert werden, existieren prinzipiell nicht unabhängig von dieser Sprache. Auch Individuen und Institutionen sind außerhalb der Sprache nicht vollständig bestimmbar, sie werden in einem gewissen Maße erst zu Individuen und Institutionen durch ihre und mit ihrer Sprache. Diese Aussage gilt sowohl für die Wahl einer bestimmten Einzelsprache - Latein, Deutsch oder Englisch beispielsweise in den Wissenschaften - als auch im engeren

soziolinguistischen Sinn für die Wahl einer bestimmten Varietät innerhalb einer Einzelsprache.

Wenn Sprache - neben anderem - die Funktion hat, Gegenstände, Individuen und Institutionen in einem wesentlichen Maße zu konstituieren, dann liegt, bezogen auf die Wissenschaft und die Universität als zwei verschränkte Institutionen, die Frage nahe: *Ist die Sprache ein selbständiger Faktor der Wissenschaftsgeschichte?* Uwe Pörksen [1990a] ist der Antwort in einem so betitelten Vortrag auch am Beispiel des Lateinischen und Deutschen nachgegangen. An Paracelsus, der bereits 1527 in Basel deutschsprachige medizinische Vorlesungen gehalten hatte, und an Thomasius in Leipzig zeigt Pörksen [ebd., 4], daß wir es beim Sprachenwechsel von Latein zu Deutsch nicht in erster Linie mit der Alternative zu tun haben, „ob Wissenschaft in einer universalen Fremdsprache oder in der heimischen Muttersprache gelehrt werden soll“. Es ging vielmehr darum, „in welchem sozialen Umfeld Wissenschaft getrieben und verbreitet werden sollte“ [ebd., 5], es ging, zusammengefaßt, um „eine Entscheidung zwischen zwei grundverschiedenen Kulturen: zwei Spielregeln der Wahrheitsfindung und zwei Öffentlichkeiten, Trennung von Universität und Stadt oder Durchdringung der Stadt mit Wissenschaft“ [ebd., 6], um eine „gezielte Provokation“, die sich „gegen das Schriftprinzip, die Versteinerung der Überlieferung durch ihr Weitergetragenwerden in dem konservierenden lateinischen Kanon, das ‘aristotelische Orgelwerk’“ richtete, letztlich um eine „Neubestimmung des Bildungsauftrags der Universität“ [ebd., 7]. In seinem Resümee, das den Anteil der Sprache an der Wissenschaftsgeschichte in acht Punkten umreißt, stellt Pörksen [ebd., 19] fest:

„Der Wechsel der wissenschaftlichen Sprechweise ist [...] nicht einfach Zeichen des Erkenntnisfortschritts, er bedeutet immer Gewinn und Verlust. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch ist der institutionalisierte, vergegenständlichte Teil einer gesellschaftlichen Vereinbarung darüber, was als Wissenschaft zugelassen wird. Sein Wandel ist immer auch Teil einer sich wandelnden sozialen Konvention, der Übergang zu einem neuen Sprachgebrauch zieht neue Ansichten von einem Gegenstandsbereich und ein neues soziales Umfeld nach sich.“

In diesem kurzen Abschnitt sind Thema und These der vorliegenden Arbeit in nuce enthalten. Was Pörksen als „neues soziales Umfeld“ bezeichnet, in dem sich Wissenschaft infolge eines Sprachenwechsels konstituiert, versuche ich, bezogen auf die Universität, in dem Begriff ‘Funktionswandel’ zu fassen. Darüberhinaus weist Pörksen darauf hin, daß ein Sprachenwechsel „neue Ansichten von einem Gegenstandsbereich“ nach sich ziehe. Damit spricht er die inhaltlichen Veränderungen wissenschaftlicher Tätigkeit und wissenschaftlichen Denkens an. Um auch diesen Vorgang in einer allgemeineren Fassung auf den Begriff bringen zu können, greife ich auf die Arbeiten Ludwik Flecks [1980; 1983] zurück, auf seine Untersuchung *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (erstmalig 1935) und seine in dem Band *Erfahrung und Tatsache* gesammelten Aufsätze (zwischen 1927 und 1960 verfaßt). Fleck entwickelt darin eine Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, die, weil sie in Deutschland noch keine umfassende Verbreitung gefunden hat,² an dieser Stelle kurz vorgestellt werden muß.

² Fleck nimmt zahlreiche Gedanken der epochemachenden Schrift von Thomas S. Kuhn *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* vorweg, was Kuhn [1979, 8] in

In seinen Schriften wirft Fleck, im Hauptberuf Mediziner und Bakteriologe, anhand des konkreten Falls der Entwicklungsgeschichte des Syphilis-Begriffs und daraus abgeleiteter wissenschaftstheoretischer Folgerungen die Frage auf, wie eine wissenschaftliche Tatsache entsteht und welchen Status sie für die Erkenntnis besitzt.³ Er destruiert von Beginn seiner Untersuchungen an die Auffassung, einer wissenschaftlichen Tatsache käme ein objektiver Status zu, mit ihr könne eine objektiv gegebene Wirklichkeit abgebildet werden. Das Erkennen als Denkprozeß hin auf die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache, schreibt Fleck [1983, 48], ist

„weder passive Kontemplation noch Erwerb einzig möglicher Einsicht im fertig Gegebenen. Es ist ein tätiges, lebendiges Beziehungseingehen, ein Umformen und Umgeformtwerden, kurz ein Schaffen. Weder dem ‘Subjekt’ noch dem ‘Objekt’ kommt selbständige Realität zu; jede Existenz beruht auf Wechselwirkung und ist relativ.“

Diese Wechselwirkung besteht zum einen zu stets gegebenen wissenschaftshistorischen Vorgaben, die auf das Erkennen determinierend wirken und ein Anknüpfen an Traditionen zur Folge haben, zum anderen zu dem sozialen Rahmen, in dem sich das Erkennen abspielt. Das erkennende Individuum ist, wie Fleck [1980, z.B. 53 f.] immer wieder betont, nicht autonom hinsichtlich des Gegenstandes und der Form seines Erkennens, sondern es erkennt etwas „auf Grund des bestimmten Erkenntnisbestandes“ oder besser ‘als Mitglied eines bestimmten Kulturmilieus’ oder am besten ‘in einem bestimmten Denkstil, in einem bestimmten Denkkollektiv’“ [ebd., 54]. Damit sind die beiden entscheidenden Stichworte genannt: *Denkkollektiv* und *Denkstil*. Im Gegensatz zu Thomas S. Kuhn, dessen Begriff des ‘Paradigmenwechsels’ vorrangig individuell bedingte Innovationen fokussiert, hebt Fleck das soziale Moment am Erkenntnisprozeß hervor und blickt folglich stärker auf die Faktoren, die auf diesen Prozeß beharrend wirken, ihn gleichförmig machen. Die Bestimmung seiner beiden zentralen Begriffe Fleck [1980, 54 f. und 130] machen diese Aspekte noch einmal deutlich:

„Definieren wir ‘Denkkollektiv’ als Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen, so besitzen wir in ihm den Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstiles.“ „Wir können [...] *Denkstil als gerichtetes Wahrnehmen, mit entsprechendem gedanklichen und sachlichen Verarbeiten des Wahrgenommenen, definieren.“*

Fleck ist, wie auch das folgende Zitat zu erkennen gibt, bestrebt, das Erkennen und Wahrnehmen als einen sozialen, kollektiven Akt nachzuweisen, der einer Steuerung durch einen von einem Denkkollektiv geprägten Denkstil unterliegt⁴:

seinem Vorwort - allerdings in lapidarer Weise - auch anmerkt. Aus welchen Gründen ich Flecks Begriffe ‘Denkstil’ und ‘Denkkollektiv’ gegenüber dem Kuhnschen Begriff ‘Paradigmenwechsel’ zur Erfassung der hier zu beschreibenden Vorgänge bevorzuge, wird sich im einzelnen an den folgenden Ausführungen erweisen.

³ Vgl. dazu auch die instruktive Einleitung von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle: *Ludwig Flecks Begründung der soziologischen Betrachtungsweise in der Wissenschaftstheorie*, in Fleck 1980, VII-XLIX.

⁴ Fleck 1980, 58 f. In welcher Weise Wissenschaft sich als eine (soziale) *Fabrikation von Erkenntnis* erweisen kann, zeigt Knorr-Cetina 1984.

„Das Erkennen stellt die am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen vor und die Erkenntnis ist das soziale Gebilde katexochen. Schon im Aufbau der Sprache liegt eine zwingende Philosophie der Gemeinschaft, schon im einzelnen Worte sind verwickelte Theorien gegeben. [...] Jede Erkenntnistheorie, die diese soziologische Bedingtheit allen Erkennens nicht grundsätzlich und einzelhaft ins Kalkül stellt, ist Spielerei. Wer aber die soziale Bedingtheit für ein *malum necessarium*, für eine leider existierende menschliche Unzulänglichkeit ansieht, die zu bekämpfen Pflicht ist, erkennt, daß ohne soziale Bedingtheit überhaupt kein Erkennen möglich sei, ja, daß das Wort 'Erkennen' nur im Zusammenhange mit einem Denkkollektiv Bedeutung erhalte.“

Derartige Denkkollektive können momentan, beim Zusammentreffen wenigstens zweier Menschen entstehen und bei deren Auseinandergehen wieder verschwinden. Sie können aber auch stabil sein. Stabile Denkkollektive bilden sich, wie Fleck [ebd., 135] ausführt, „besonders um organisierte soziale Gruppen. Existiert eine größere Gruppe lange genug, so fixiert sich der Denkstil und bekommt formale Struktur.“ Zweifellos läßt sich auch die Institution 'Universität' als Form eines solchen stabilen Denkkollektivs begreifen, in dem eine bestimmte Wissenschaftsauffassung, ein Denkstil, eingeübt und tradiert wird. Dies umso mehr, als Fleck [ebd., 136] im folgenden, ohne sie zu nennen und zu meinen, eine auch auf die mittelalterliche Universität zutreffende Beschreibung gibt:

„Die stabilen Denkkollektive erlauben den Denkstil und die allgemeinen sozialen Eigenschaften der Denkkollektive in ihren gegenseitigen Beziehungen genauer zu untersuchen. Solche stabile (oder verhältnismäßig stabile) Denkgemeinschaften pflegen, wie andere organisierte Gemeinden, eine gewisse formelle und inhaltliche Abgeschlossenheit. Gesetzliche und sittengemäße Einrichtungen, manchmal besondere Sprache, oder wenigstens besondere Worte und dergleichen, schließen formal, wenn auch nicht absolut bindend, die Denkgemeinde ab. Man denke z.B. an die alten Zünfte als besondere Denkgemeinden. Wichtiger ist jedoch die inhaltliche Abgeschlossenheit jedes Denkkollektivs als besonderer Denkwelt: für jedes Gewerbe, für jedes Kunstgebiet, für jede Religionsgemeinde und jedes Wissensgebiet besteht eine Lehrlingszeit, während welcher rein autoritäre Gedankensuggestion stattfindet, die nicht etwa durch 'allgemein rationellen' Gedankenaufbau ersetzt werden kann.“

Merkwürdigerweise berührt, wie in der zitierten Passage, Fleck die Sprache, die innerhalb seiner Lehre ja als identifikationsstiftendes Merkmal des Denkkollektivs und als Voraussetzung und Ausdruck des Denkstils zugleich genommen werden kann, zwar an verschiedenen Stellen, macht sie aber nirgends explizit zu seinem Thema. Dennoch, die Argumentation um 'Denkkollektiv' und 'Denkstil' müßte Hand in Hand mit der Sprache gehen: zum einen, weil Sprache, in welcher Weise auch immer, eine Verbindung zu Denken, Erkennen, Wahrnehmen aufweist, zum anderen, weil Institutionen als Denkkollektive stets auch ein sprachliches Korsett benötigen. Letzteres hat die amerikanische Anthropologin Mary Douglas [1991, 181], die sich ausdrücklich auf Fleck beruft und ihn weiterführt, in ihrem - Linguisten wie Sozialwissenschaftlern gleichermaßen zu empfehlenden - Buch *Wie Institutionen denken* gezeigt:

„Jede Institution, die ihre Gestalt bewahren will, muß Legitimität erlangen, indem sie sich in Natur und Vernunft verankert. Dann bietet sie ihren Mitgliedern eine Reihe von Analogien, mit denen sie die Welt erkunden sowie die Natürlichkeit und Vernünftigkeit der institutionellen Regeln rechtfertigen können; auf diese Weise vermag sie eine beständige und identifizierbare Form zu erlangen und zu bewahren.“

Jede Institution beginnt daraufhin, das Gedächtnis ihrer Mitglieder zu steuern. Sie veranlaßt sie, Erfahrungen, die nicht mit ihren Bildern übereinstimmen, zu vergessen, und führt ihnen Dinge vor Augen, die das von ihr gestützte Weltbild untermauern. Sie liefert die Kategorien, in denen sie denken, setzt den Rahmen für ihr Selbstbild und legt Identitäten fest.“

Hier ist, wie bei Fleck im Grunde auch, die Rede nicht zuletzt von der Sprache. Die Analogien und Kategorien, die eine Institution ihren Mitgliedern anbietet und über die sie sich aufrecht erhält, nehmen Gestalt an in sprachlichen Gebilden. Der Denkstil einer Institution ist zunächst greifbar in den von der Institution benutzten Wörtern, Wendungen, Metaphern oder auch in der von ihr benutzten Einzelsprache: Latein oder, beispielsweise, Deutsch also. Sprache ist folglich ein Indikator für einen Denkstil. Sie gibt einem Denkkollektiv, im hier zu besprechenden Fall der Institution 'Universität', seine Identität. Sprachregelungen, verbindliche Kommunikationsgewohnheiten, verschaffen der Institution Legitimität und Kohärenz.

Aus diesen allgemeinen Überlegungen läßt sich die These ableiten, daß die lateinischsprachige Universität des Mittelalters eine andere Universität gewesen sein muß als die volkssprachige der Neuzeit. Ebenso muß die in Latein gekleidete Wissenschaft eine andere gewesen sein als die, die sich ein deutschsprachiges Gewand webt. Mit dem Übergang vom Lateinischen zum Deutschen werden nicht einfach wissenschaftliche Erkenntnisse von einer Sprache in eine andere übersetzt, sondern wissenschaftliche Denkstile ausgetauscht. Das Latein, das die mittelalterlichen Universitäten im Bereich des wissenschaftlichen Verkehrs kennzeichnet, ist auch ein Indikator für eben jenen 'mittelalterlichen' Denkstil. Mehr noch, auch die Funktion des Denkkollektivs 'Universität' innerhalb der Gesellschaft kann mit der Sprache in Verbindung gesetzt werden. Das heißt, um es von diesem Gedanken-gang her noch einmal zu sagen, mit dem Sprachenwechsel vom Lateinischen zum Deutschen geht auch ein gesellschaftlicher Funktionswandel der Universität einher.

An dieser Stelle soll noch nicht entschieden werden, was Grund und was Folge ist. Bedingt der Wechsel vom Lateinischen zum Deutschen den Funktionswandel der Universität und den wissenschaftlichen Denkstilwandel oder sind Funktions- und Denkstilwandel die Gründe für den Sprachenwechsel? Ich nehme vorläufig an, daß beides so gar nicht voneinander zu trennen ist. Auf jeden Fall aber soll als Hypothese zunächst gelten: Der Wechsel vom Lateinischen zum Deutschen bedeutet, daß die Universität und die in ihr betriebene Wissenschaft jeweils andere werden.

Der Freiburger Historiker Ernst Walter Zeeden [1972, 65] sah in dem Übergang vom Gelehrtenlatein zur deutschen Wissenschaftssprache „ein Kulturereignis von stiller, aber unermesslicher Wirkung“. Die Sprach- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung haben die herausragende Bedeutung dieses Ereignisses wohl erkannt und es auch immer wieder als einen historischen Einschnitt hervorgehoben. Eine entsprechende Untersuchung des Überganges selbst und seiner Gründe und Wirkungen aber steht noch aus. In dieser Forschungslücke ist die vorliegende Studie angesiedelt. Als eine Fallstudie angelegt, wird in ihr der Übergang vom Lateinischen zum Deutschen in den Wissenschaftssprachen sowie der ihnen durch den institutionellen Rahmen einer Universität verbundenen Verwaltungs- und Umgangssprache beschrieben und interpretiert. Den Charakter einer Fallstudie

erhält die Untersuchung dadurch, daß die Kategorien dieses Übergangs anhand der konkret faßbaren Institution 'Universität Freiburg' erarbeitet werden. Die Geschichte einer Universität fungiert somit als Spiegel eines allgemeinen Wandels der universitären Wissenschaften und ihrer Sprache.

Freilich war die Universität nicht der einzige Ort, an dem der Sprachenwechsel vom Lateinischen zum Deutschen für die Sachliteratur⁵ vollzogen wurde. Vor allem in der praktisch orientierten Fachliteratur sind bekanntlich bereits im Mittelalter zahlreiche Übersetzungen in die Volkssprache zu verzeichnen. In gleicher Weise waren die Akademien des 16. und 17. Jahrhunderts - wenigstens in Italien, Frankreich und England, Deutschland besaß zu der Zeit keine - weitgehend volkssprachlich ausgerichtet. Dennoch war die Universität ein maßgeblicher Initiator, Träger und Vermittler jenes Übergangs vom Gelehrtenlatein zur Volkssprache für die Wissenschaftsliteratur. Auch in unseren Tagen ist die Universität wiederum an einem Wechsel der vorherrschenden Wissenschaftssprachen beteiligt - diesmal allerdings umgekehrt an dem Übergang von der Volkssprache zu einer neuen Universalsprache, dem Englischen.

Diesem sachlichen Grund, der die Wahl der Institution 'Universität' für eine Untersuchung jenes älteren Sprachenwechsels vom Latein zum Deutschen geleitet hat, läßt sich auch ein pragmatischer hinzufügen: Da bislang für den deutschen Sprachraum noch kaum Kategorien des Übergangs vom Gelehrtenlatein zur Volkssprache erarbeitet worden sind, ist es notwendig, sich auf einen Bereich zu beschränken, der überschaubar ist und dessen Quellenlage der Untersuchung entgegenkommt. Eine Institution wie die Universität trägt dieser Forderung Rechnung.

Die Wahl fiel, nachdem eine erste Sichtung der Universitätsgeschichte reichlich Material versprach und das Zusammentreffen von Wohnort des Verfassers und Ort der Untersuchung als willkommene Vermeidung von Kosten und Mühen erkannt wurde, auf die Universität Freiburg. Zeitweise habe ich erwogen, statt Freiburg Halle als Gegenstand der Fallstudie zu nehmen. Die Universität Halle hätte den Vorzug, daß dort alles zuerst zusammentrifft und sich ganz offensichtlich durchdringt: Sprachenwechsel, gesellschaftlicher Funktionswandel, wissenschaftlicher Denkstilwandel. Meine These könnte sich an Halle sehr viel leichter, rascher, unkomplizierter belegen lassen. Allerdings ergäben sich aus der fehlenden mittelalterlichen Vorgeschichte der erst 1694 gegründeten Universität Halle neue, andere argumentative Schwierigkeiten. Dennoch wäre es zu wünschen, daß diese Arbeit eine entsprechende ausführliche Untersuchung der Hallenser universitären Sprachgeschichte anregen könnte.

Zwar wurde für Freiburg ein Umweg nötig, doch dieser Umweg sollte sich im Nachhinein als ein sicherer, weil besser untermauerter Weg erweisen. Er besteht darin, daß in einem ersten, verhältnismäßig umfangreichen Teil (Kapitel 1 bis 6) die These dieser Arbeit - auch mit einem Seitenblick auf Halle - grundsätzlich plausibel gemacht und in allgemeinerer Form historisch verankert wird. Erst dann folgen, im zweiten Teil (Kapitel 7 bis 12), die Untersuchungen am konkreten Fall.

⁵ Ich verwende den Ausdruck 'Sachliteratur' hier als Oberbegriff für praktisch orientierte Fach- und theoretisch orientierte Wissenschaftsliteratur, im Gegensatz zur „schönen Literatur“ (Belletristik).

Gerade der Umstand, daß Freiburg nicht an der Spitze jener Universitäten steht, die im 18. Jahrhundert vom Lateinischen zum Deutschen übergehen, eröffnet die Möglichkeit, die Stimmigkeit der These nicht nur an einem Beispiel zu illustrieren, sondern zugleich auch zu überprüfen. Wenn nämlich der Sprachenwechsel mit einem Funktionswandel und einem Austausch der Denkstile parallel läuft, dann müßte sich an Freiburg, wo der Sprachenwechsel beinahe erst einhundert Jahre nach dem in Halle stattgefunden hat und zudem noch staatlicherseits angeordnet wurde, zeigen lassen, daß die These auch dort bestehen kann, wo die Universität nicht aus eigener Kraft und eigenem Willen ihre neue Gestalt sucht. Genau das ist in Freiburg der Fall. Nicht nur der Sprachenwechsel nämlich wurde hier angeordnet, auch der Funktionswandel und, zumindest teilweise, der Denkstilwandel, die zu lehrenden Inhalte, wurden von der Obrigkeit per Dekret durchgesetzt. Die Reaktion der Universität, sich widersetzend, auf den alten, Autonomie gewährenden Status bedacht, macht als Beharrungsstreben noch deutlicher als der Erneuerungswille in Halle, daß wir mit dem Sprachenwechsel zugleich einen grundlegenden Wandel der gesamten Institution berühren. In der Zwischenzeit, von Halle bis Freiburg gerechnet, nämlich war der Wandel reflektiert. Für die Neubestimmung der gesellschaftlichen Funktion war auf bereits existierende Vorbilder zu verweisen, die neuen wissenschaftlichen Inhalte lagen ausgearbeitet vor. Was in Halle sich entwickeln mußte, konnte in Freiburg bereits als Ergebnis von der Universität auf Verlust und Gewinn hin abgeschätzt werden. Deutsch statt Latein, Staatsanstalt statt autonomer Korporation, Aufklärung statt Scholastik, um den Wandel hier vorläufig mit noch zu füllenden Stichwörtern anzudeuten, waren in Freiburg keine Entscheidungen, die als 'historisches Experiment' ihre Durchsetzungskraft und Gültigkeit erst in der Zukunft erweisen mußten. Diese Entscheidungen waren, als sie in Freiburg anstanden, historisch gesehen bereits gefallen. Darin, daß der gesamte Wandel in Freiburg bewußt vollzogen wurde, liegt für diese Untersuchung eine zweite Begründungschance ihrer These.

Doch auch für sich genommen und aus pragmatischen Gründen erscheint die Universität Freiburg als Gegenstand einer Fallstudie geeignet. Sie gehört, erstens, mit zu den ältesten deutschen Universitäten. Zweitens ist sie in Lehre und Verwaltung eine nicht aus dem Rahmen fallende deutsche Universität. Dennoch weist sie Besonderheiten auf, die es ermöglichen, ihre Sprachgeschichte nicht nur als Beispiel inneruniversitärer Verhältnisse, sondern auch unter dem gesellschaftlichen Aspekt des Einflusses von Staat und Kirche zu betrachten. Einige dieser Besonderheiten sind die Zugehörigkeit Freiburgs zu Vorderösterreich bis 1806, der lang anhaltende Widerstand der Universität gegen die Reformation, die Vorherrschaft der Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert sowie das Selbstverständnis als katholische Universität neben der protestantischen Landesuniversität Heidelberg in Baden seit 1806. An der Freiburger Universität in älterer Zeit lehrten, drittens, herausragende Persönlichkeiten der Wissenschaftsgeschichte, von Ulrich Zasius (1461-1531) über Jodocus Lorichius (um 1540-1612) beispielsweise bis hin zu Carl von Rotteck (1775-1840). Schließlich ist, viertens, ihre Geschichte in Form von Einzeldarstellungen gut aufgearbeitet und dokumentiert.

Allerdings darf nicht verkannt werden, daß die Universität Freiburg - wenngleich sie auch keine Ausnahmestellung unter den deutschen Hochschulen einnimmt - als eine katholische, und zwar über einhundertundfünfzig Jahre hinweg

deutlich jesuitisch geprägte Universität zu betrachten ist. Auch deshalb kann eine Verallgemeinerung der gewonnenen Erkenntnisse zur Sprachenwahl nicht uneingeschränkt vorgenommen werden. So hat beispielsweise das verhältnismäßig lange Festhalten am Lateinischen als Unterrichtssprache, vor allem in der Artistenfakultät, seinen Grund hauptsächlich in der von den Jesuiten geprägten Lehrpraxis. Um diesen Umstand klar herausstellen zu können, sollen in einem Exkurs die Freiburger Verhältnisse über ihre Einordnung in einen gesamten universitätsgeschichtlichen Rahmen hinaus mit denen einer anderen Universität kontrastiert werden. Die Nachbaruniversität Basel eignet sich für einen solchen Vergleich recht gut, weil beide Universitäten beinahe gleichzeitig gegründet wurden und Basel sich dabei von Anfang an in einer Konkurrenzsituation zu Freiburg sah. Wichtiger aber für den Vergleich, der Aufschluß über das Typische und Besondere der Freiburger Universität geben kann, sind die Unterschiede zwischen beiden Universitäten: beispielsweise der Charakter der Basler Universität als eine städtische Gründung im Gegensatz zur Universität Freiburg, die auf eine Initiative des Landesherrn zurückgeht, und hauptsächlich der rasche, unter dem Druck der Stadtregierung erfolgte Übergang der Universität Basel zum Protestantismus.

Das Ziel der vorliegenden Studie ist es, am Beispiel Freiburgs eine Sprachgeschichte der Institution 'Universität' unter dem Aspekt ihres Übergangs vom Lateinischen zum Deutschen so umfassend wie möglich zu schreiben. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, nicht nur die Wissenschaftssprache im mündlichen und schriftlichen Verkehr zu betrachten, sondern auch die Verwaltungssprache und die Umgangssprache unter den Universitätsangehörigen. Aus der inneren Gliederung der Institution 'Universität' ergeben sich insgesamt neun Sprachsphären, die in diachronen Schnitten untersucht werden. Es sind dies die Sphären der Rechtsbeziehungen, der akademischen Verwaltung, des akademischen Unterrichts, der akademischen Prüfungen, Gerichtsbarkeit und Repräsentation, des direkten (mündlichen) Umgangs, der persönlichen (schriftlichen) Korrespondenz und der wissenschaftlichen Veröffentlichungen.

Für die Darstellung dieser Sphären muß aus Gründen der Überschaubarkeit und Genauigkeit eine Spezifizierung des Untersuchungszeitraumes und -feldes vorgenommen werden. Grundsätzlich markieren für Freiburg die Gründung der Universität 1457 mit ihrer in deutscher Sprache abgefaßten erzherzoglichen Errichtungsurkunde und der vollzogene Übergang zum Deutschen um 1800 den zeitlichen Anfangs- und Endpunkt der Untersuchung, denn über den gesamten Zeitraum hinweg ist das Thema 'Latein und/oder Deutsch' präsent. Schwerpunkte aber ergeben sich im humanistisch geprägten 16. Jahrhundert und im aufklärerischen 18. Jahrhundert. Diese beiden Abschnitte der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte sollten breiter ausgeleuchtet werden, während das 15. und, eingeschränkter, auch das 17. Jahrhundert eher knapper abzuhandeln sind.

Bekanntlich hatte der Humanismus gerade am Oberrhein eines seiner Zentren. Zugleich war das 16. Jahrhundert auch die Blütezeit der Freiburger Universität. Ulrich Zasius, Gregor Reisch von Bahlingen oder Jodocus Lorichius, um nur einige zu nennen, unterrichteten damals als weithin bekannte Gelehrte in Freiburg. Auch unter den Studenten waren zu der Zeit nicht wenige, die nach ihrem Studium, wie beispielsweise Sebastian Schertlin von Burtenbach, zu einem gewissen Ruhm kamen. Es wird zu fragen und zu klären sein, ob und in welcher Weise die

gewissermaßen 'liberale' Grundhaltung der Universität im 16. Jahrhundert zugleich eine Öffnung der Institution zur Volkssprache bewirkte. Eine solche Hypothese läßt sich allerdings sogleich durch die Beobachtung relativieren, daß die zahlreichen auswärtigen und ausländischen Professoren und Studenten vermutlich im wissenschaftlichen Bereich das Latein als Verständigungsgrundlage wählen mußten. Auf jeden Fall ergeben sich für diese Zeit innerhalb der Institution spannungsreiche Verhältnisse, die auch das Sprachenproblem berühren.

Eine Schwerpunktbildung im 18. Jahrhundert steht ganz außer Frage. Die Forderung eines Thomasius und Leibniz, in den Wissenschaften, insbesondere in der Philosophie, vom Lateinischen zum Deutschen überzugehen, wurde an der Freiburger Universität, wenn auch im Vergleich zu anderen Universitäten zeitlich verschoben, selbstverständlich ebenso wahrgenommen wie die deutschsprachige Philosophie und Mathematik Christian Wolffs. Die Beantwortung der Frage, wie sich die Freiburger Professoren zu diesen 'Neuerern' stellten und mit welchen Argumenten in Freiburg die zu Beginn des 18. Jahrhunderts und verstärkt noch einmal in den 70er Jahren geführte Diskussion um die der Philosophie angemessene Sprache bestritten wurde, wird einigen Aufschluß über die Hintergründe der Sprachenwahl und ihre Verbindung mit dem Funktions- und Denkstilwandel liefern.

Das herausragende Ereignis für die Freiburger Universität im 18. Jahrhundert aber war zweifellos die Theresianische Reform von 1768 und die kurze Zeit später (1773) erfolgte Auflösung des Jesuitenordens, der die Geschicke der Universität seit 1620 maßgeblich gelenkt hatte. Erst infolge dieser Ereignisse setzte sich die deutsche Sprache im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts vollständig an der Universität durch. Dieser Vorgang war, wie bereits angedeutet, verbunden mit Sprachedikten, die sowohl die Einführung des Deutschen im Unterricht als auch später die Wiedereinführung des Lateinischen - nun als Disziplinierungsinstrument für gewisse Kollegs - anordneten. In beiden Fällen liegen Stellungnahmen von Seiten des Lehrkörpers vor, so daß das Sprachenproblem auch anhand expliziter Äußerungen studiert und interpretiert werden kann.

Von einigem Interesse bezüglich der universitären Sprachgeschichte ist auch die Phase der Jesuitenherrschaft (1620 bis 1773) an der Universität. Vor allem die beiden Übergänge - am Anfang jener Phase zu der jesuitisch, an deren Ende zu der staatlich bestimmten Universität - sollten genauer in den Blick genommen werden: Welche Veränderung hat die Institution 'Universität' durch diese Übergänge in Lehre und Verwaltung erfahren? Entsprach Freiburg dem Typus des zu der Zeit recht verbreiteten Jesuitenkollegs mit seinem festen Lehrkanon? Hat die vergleichsweise späte Durchsetzung des Deutschen als Unterrichtssprache in Freiburg ihren Grund im jesuitisch geprägten Katholizismus? Die Antworten auf diese Fragen können Einsichten eröffnen in den Mechanismus der Wirkkräfte 'Kirche' und 'Staat' auf die Universität.

Methodisch soll dieser sich aus den historischen Verhältnissen von selbst ergebenden zeitlichen Schwerpunktbildung dadurch entsprochen werden, daß die diachronische Untersuchung der neun Sprachsphären durch synchrone Schnitte ergänzt wird. Auf diese Weise ist eine Gesamtschau der unterschiedlichen Sprachsphären in jenen Phasen der Universitätsgeschichte zu erreichen, die für die Sprachentscheidungen besonders relevant sind. Insgesamt werden drei Phasen in synchronen Schnitten betrachtet: die sprachlichen Verhältnisse in der Gründungs-

zeit der Universität, die Durchsetzung des Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts sowie abschließend ein knapper Blick auf die lateinischen Relikte in neuerer Zeit.

Während eine zeitliche Eingrenzung des Untersuchungsausschnittes also nicht ausdrücklich vorgenommen wird, ist eine Beschränkung der Untersuchungsbreite unerlässlich. Für jene Sprachsphären, die eine Konzentration auf eine Fakultät erlauben (direkter Umgang und persönliche Korrespondenz, akademischer Unterricht, akademische Prüfungen sowie wissenschaftliche Veröffentlichungen) wird exemplarisch die Sprachensituation innerhalb der Artistenfakultät als Gegenstand der Untersuchung gewählt.

Traditionell das von allen Studenten zu durchlaufende Grundstudium bildend, war die Artistenfakultät, ab Ende des 16. Jahrhunderts dann zunehmend 'Philosophische Fakultät' genannt, verhältnismäßig offen und beweglich gegenüber Neuerungen. Vor allem in der Philosophie und den damals von ihr mit vertretenen Wissensbereichen wurde der Übergang vom Lateinischen zum Deutschen recht intensiv diskutiert. Die Artistenfakultät ist als Paradigma für den Wissenschaftsbetrieb aber hauptsächlich deshalb gewählt worden, weil die grundsätzlichen Auseinandersetzungen zum Beispiel um Lehrmethoden und -kanon oder um Prüfungskompetenzen und -verfahren zumeist diese Fakultät betrafen. So wurde beispielsweise über die Lehrmethode innerhalb der Philosophischen Fakultät in den 80er Jahren des 15. Jahrhundert der bekannte Streit geführt zwischen der nominalistischen und realistischen Richtung, zwischen *via moderna* und *via antiqua*. Auch die Theresianischen Reformen im 18. Jahrhundert betrafen wesentlich die Philosophische Fakultät, so daß Aussagen zur Wissenschafts- und gleichfalls zur Verwaltungssprache sehr gut an ihrem Beispiel zu treffen sind.

Die Gefahr, daß mit der schwerpunktmäßigen Untersuchung der Artistenfakultät nur ein vergleichsweise kleiner Teil des universitären Fächerkanons abgedeckt würde, besteht nicht. Da die einzelnen universitären Fächer in diesem Zeitraum weitgehend noch keine Nominalfächer im Sinne der im 19. Jahrhundert geschaffenen Gliederung waren, bleibt die Untersuchung keineswegs auf das Fach 'Philosophie' in seiner jetzigen Gestalt beschränkt. Bereiche, die heute z.B. den Naturwissenschaften zugeordnet sind, waren bis weit ins 19. Jahrhundert hinein noch in der Philosophischen Fakultät verankert. In Freiburg wurden die Naturwissenschaften gar erst 1910 in eigenen Fakultäten organisiert. Zuvor waren sie - zum Teil noch nicht einmal selbständige Lehrfächer - in der Philosophischen Fakultät angesiedelt. Ergänzend werden, dort wo die Quellen- und Forschungslage es anbieten, ohnehin Ausblicke auch auf die drei oberen Fakultäten - Medizin, Jurisprudenz und Theologie - vorgenommen.

Eine verhältnismäßig breite Streuung des zu untersuchenden Sprachmaterials im Bereich des Unterrichts und der wissenschaftlichen Veröffentlichungen bleibt trotz der Setzung dieses Schwerpunktes auch dadurch erhalten, daß einzelne Universitätslehrer nach damaligem Usus zum Teil gleichzeitig in verschiedenen Fakultäten unterrichteten. Auch dieser Umstand bietet die Möglichkeit, Ausblicke auf die anderen Fakultäten zu erhalten, denn die Untersuchung von Texten wird punktuell mit biographischen Seitenblicken verschränkt.

Die gesamte Untersuchung ist von Interessen geleitet, die sich als Fragen formulieren lassen und zugleich die praktischen Ziele der vorliegenden Arbeit enthal-

ten. Ohne behaupten zu wollen, daß diese Ziele überall erreicht, daß befriedigende Antworten auf alle Fragen gegeben worden sind, stellen diese Fragen doch den Versuch dar, das gestellte Thema möglichst vollständig auszuleuchten: Wann vollzieht sich der Übergang vom Lateinischen zum Deutschen? Wie vollzieht er sich? Welche Begründungen liefern die beteiligten Personen und Institutionen? Welche Gründe hat dieser Übergang? Welche Folgen hat er, und zwar: für das jeweilige Fach selbst; für die Form wissenschaftlicher Erkenntnis und ihrer Vermittlung; für die akademische Lehre und ihr Publikum; für die Organisation der Institution 'Universität' in Forschung, Lehre, Verwaltung und allgemeinem Umgang; für das Verhältnis von Stadt, Staat, Gesellschaft und Kirche zur Universität; für das Verhältnis von Gelehrten und 'Laien'; für das Verhältnis von theoretischer Wissenschaft und praktischer Anwendung? In welchem Verhältnis stehen lateinische Begrifflichkeiten und deutsche Wissenschaftssprache nach dem Übergang? Wie vollzieht sich der Übergang zu volkssprachlichen Begrifflichkeiten? Welche Auswirkungen zeigen sich für den internationalen Austausch wissenschaftlicher Erkenntnisse? Welche Folgen hat der Übergang vom Lateinischen zum Deutschen für die Sprachgeschichte des Deutschen? Welche Folgen hat er für die Ausbildung von Denkstilen in den Wissenschaften, welche für die Organisation von Staat und Gesellschaft?

Die sich in diesen Fragen konzentrierenden praktischen Ziele betreffen neben eher historisch relevanten Aussagen zu Zeitpunkt und äußerem Ablauf des Übergangs vom Lateinischen zum Deutschen vor allem zwei von der Sprachwissenschaft dominierte Komplexe. Der eine ist sprachpragmatischer, der andere soziolinguistischer Art. Es wird nach den Begründungen und Gründen (Intentionen) des Sprachenwechsels sowie nach dessen Auswirkungen innerhalb der Institution ebenso gefragt wie nach den durch einen Sprachenwechsel ausgelösten gesellschaftsbezogenen Veränderungen einer Wissenschaft betreibenden und organisierenden akademischen Institution. Dieser zweite, soziolinguistische Aspekt enthält Überlegungen zur inneren Struktur der Universität, zu ihrer gesellschaftlichen Stellung und zu den Einwirkungen gesellschaftlicher Umstrukturierungen auf diese Institution.

Aus diesem Ansatz ergibt sich, daß das in dieser Studie behandelte Thema von zwei Seiten aus betrachtet werden kann: einerseits als Sprachgeschichte auf der Grundlage einer Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, andererseits als Geschichte einer akademischen Institution und der in ihr betriebenen Wissenschaft auf der Grundlage des Wandels sprachlicher Verhältnisse. Diese beabsichtigte Verschränkung zielt auf eine Sprachgeschichtsschreibung, die sprachliche Gegebenheiten auch als Ausdruck und Faktor der Gesellschaftsgeschichte mit ihren jeweils gültigen Denk- und Begründungsmodellen begreift. Mit anderen Worten: es wird eine Erfassung der institutionell bedingten und auf intentionaler Funktionalität basierenden Sprech- und Schreibweisen in historisch definierten Kommunikationssituationen angestrebt. Eine solche Vorgehensweise wäre innerhalb der 'historischen Pragmatik' und der 'historischen Soziolinguistik' anzusiedeln.

Für die Beschreibung und Interpretation des Übergangs vom Lateinischen zum Deutschen lassen sich prinzipiell verschiedene methodische Verfahrensweisen denken. Sie können mit den Begriffen 'quellengeschichtlich-deskriptiv', 'biographisch', 'textsortengeschichtlich' sowie 'sozial- und institutionengeschichtlich'

umrissen werden. Die Abwägung der Leistungen dieser Methoden legt einen methodenpluralistischen Ansatz nahe.

Das rein *quellengeschichtlich orientierte Vorgehen* müßte sich im wesentlichen darauf beschränken, ein Textkorpus zum Thema 'Latein/Deutsch' zusammenzustellen, um daran vor allem zwei Fragen zu verfolgen: Wie ist, das Textkorpus diachronisch ausgemessen, die Verteilung von lateinischer und deutscher Sprache? Welche expliziten Aussagen zur Sprachenwahl lassen sich den Quellen entnehmen? Ein solches Verfahren hätte seinen Vorteil gerade im geschichtlichen Quellenbezug, müßte aber selbst dann, wenn es, ausschließlich angewandt, zwischen den in der Institution 'Universität' vorherrschenden Textgattungen unterschiede, als allzu empiristisch angesehen werden. Es bliebe in der immanenten Deskription stecken und würde die gesellschaftliche Dimension der Texte verpassen.

Mit dem *biographischen Zugang* wäre eine Orientierung an einzelnen Personen des Universitätsbereichs und die Beschreibung ihres Sprachverhaltens in Publikationen und wissenschaftlich bzw. universitär-institutionell bezogenen Texten verbunden. Stünden diese Personen im Übergangsfeld vom Lateinischen zum Deutschen, dann ließe sich exemplarisch das individuelle Sprachverhalten in unterschiedlichen, historisch eingrenzbaaren Kommunikationssituationen beobachten. Der entscheidende Vorteil dieses Verfahrens läge ohne Zweifel darin, daß ein sehr genaues Bild davon gewonnen werden könnte, wie und in welchen Situationen sich der Sprachenwechsel bei den beteiligten Sprachbenutzern konkret vollzieht. Durch einen Vergleich ließe sich darüberhinaus auf die der Sprachenwahl zugrundeliegenden Intentionen schließen. Ausschließlich mit der biographischen Methode aber könnte das Thema nicht vollständig bearbeitet werden: Teile des universitären Sprachgebrauchs (Umgangs-, Verwaltungssprache) kämen gar nicht oder nur eingeschränkt und partiell in den Blick, die Beschreibung der Institution 'Universität' mit ihren gesellschaftlichen Bezügen müßte ungenügend ausfallen.

Ausgehend von der Überlegung, daß Wirklichkeit in unterscheidbaren Sinnwelten erfahren und in Texten mitgeteilt wird, würde ein *textsortengeschichtlicher Ansatz* das Thema der wissenschaftlichen Sinnwelt zuordnen und danach fragen wollen, in welcher Weise sich das Textsortensystem im Untersuchungszeitraum modifiziert hat. Dabei wären Textsorten zu begreifen als typische, thematisch gebundene Ausdrucksformen mit bestimmter kommunikativer Reichweite. Ein wesentliches Kennzeichen von Textsorten wäre ihr Verweis auf ein soziales, z.B. institutionelles Normengefüge, das die Kommunikation situationsspezifisch regelt. Von der Erfüllung bzw. Nicht-Erfüllung derartiger Regeln könnte auf bestimmte Kommunikationsabsichten geschlossen werden. Diese betreffen beispielsweise die kommunikative Reichweite oder die thematische Gliederung der Textsorten. Insgesamt ginge die Textsortengeschichte davon aus, daß das Textsortensystem und das soziale Normengefüge wechselseitig aufeinander bezogen sind. Mit dem textsortengeschichtlichen Ansatz ließen sich insbesondere Aussagen über Ungleichzeitigkeiten im Textsortengefüge beim Übergang vom Lateinischen zum Deutschen treffen. So löst das Deutsche sicherlich nicht in Vorlesungen, Lehrbüchern, wissenschaftlichen Publikationen, Briefen usw. zur gleichen Zeit das Lateinische ab. Derartige Feststellungen böten die Möglichkeit, die Sprachenwahl auf den Wandel in der Organisation und der Verbreitung wissenschaftlicher The-

men zu beziehen und für einzelne Textsorten auch detailliert zu beobachten. Eine konsequente Anwendung dieser Methode würde allerdings genauere, bislang nur ansatzweise vorliegende Kenntnisse über die texttypenkonstituierenden Merkmale, mithin eine Erarbeitung der Fächersystematik und des universitären Normensystems voraussetzen.

Als eine fruchtbare und dem sprachlichen Material angemessene Verbindung dieser drei methodischen Zugänge erscheint das *sozial- und institutionengeschichtlich orientierte Verfahren*. Als Grundlage dient die in verschiedenen linguistischen Theorien [vgl. Fishman 1965] ausgearbeitete Frage: „Wer spricht wann zu wem in welcher Sprache?“ Damit ist zunächst der soziale („wer“, „zu wem“) und der historische („wann“) Raum von Sprachverwendung eröffnet. Bezieht man in das „wer“ und „zu wem“ auch den intentionalen Aspekt mit ein, versteht man unter dem „wann“ auch die Einbettung des Sprechens und Schreibens in sozial abgrenzbare Felder, fügt man schließlich noch ein „wie“ und „worüber“ als Fragen nach den Textgattungen und Gegenständen hinzu, dann ist auch der pragmatische, institutionenbezogene und textsortendifferenzierende Raum erfaßt.

Für die Untersuchung des Übergangs der Freiburger Universität vom Lateinischen zum Deutschen wird dieser methodenpluralistische Ansatz gewählt. Er enthält die ersten drei skizzierten Zugänge und führt sie fort in einer sozial- und institutionengeschichtlich ausgerichteten Beschreibung sprachlicher Verhältnisse. Die Quellengeschichte bildet dabei die Basis der gesamten Untersuchung. Mit ihr läßt sich die Verteilung deutscher und lateinischer Texte für den Untersuchungszeitraum und -ausschnitt beschreibend erfassen. Der biographische Blick auf ausgewählte Repräsentanten der Universitätsgeschichte liefert die für das Thema notwendige Konkretisierung, indem die Sprachenwahl an die Praxis des Sprechens und Schreibens, also an den Sprachgebrauch einzelner gekoppelt wird. Der textsortengeschichtliche Zugang schließlich ermöglicht neben einer Differenzierung der verschiedenen Texte nach Kommunikationssituationen vor allem die Feststellung und Interpretation von Ungleichzeitigkeiten im Textsortensystem beim Übergang der gesamten Institution 'Universität' vom Lateinischen zum Deutschen.

Die Gesamtschau dieser Aspekte kann methodisch noch erweitert werden, wenn darüberhinaus nach den sozialen Aus- und Rückwirkungen dieses Übergangs gefragt wird. Eine die Wissenschaft zu einem erheblichen Teil tragende Institution nämlich, die volkssprachlich wird und damit das Privileg einer internationalen Verständigungsgemeinschaft aufgibt, ändert auch ihre gesellschaftliche und politische Funktion. Ebenso werden Politik und Gesellschaft angesichts einer gewandelten Institution 'Universität' eine veränderte Gestalt annehmen. Methodisch erfordert diese Überlegung, daß die Sprachgeschichte der Universität Freiburg wo möglich mit der sie betreffenden Sozial- und Realgeschichte konfrontiert werden muß.

Die vorliegende Studie basiert linguistisch auf dem Gedanken, daß sprachliche Veränderungen ihren systematischen Ort weder in der 'parole' noch in der 'langue' haben, sondern, um mit Eugenio Coseriu [1970 und 1975] zu sprechen, in der sozialen Norm, im 'usage' - im Sprachgebrauch also. Sprachgeschichte zu begreifen als Geschichte des Sprachgebrauchs setzt voraus, einen historisch konkreten, in seiner Form stabilen sozialen Raum eingrenzen zu können, in dem Normen zum einen Gültigkeit besitzen, zum anderen aber auch einem Wandel

unterliegen. Die Institution 'Universität' ist ein solcher sozialer Raum. Sie hat als gültige Norm, zumindest für die Kommunikation wissenschaftlicher Gegenstände, einige Jahrhunderte lang sich der lateinischen Sprache bedient, sie hat dann, innerhalb einer Übergangsphase, diese Norm aufgegeben und an ihre Stelle das Deutsche gesetzt. Sprachgeschichte zu betreiben als Geschichte des Sprachgebrauchs einer Institution macht es nötig, deren Wert für die Geschichte der Gesamtsprache zu bestimmen. Er dürfte beträchtlich sein. Die lateinische Phase der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte hat eine Vielzahl von Entlehnungen auf verschiedenen Ebenen bewirkt, die volkssprachige hat die Wissenschaften als Gegenstandsfeld sprachlich überhaupt erst in das Deutsche eingegliedert. Neben derartigen inhaltlich-formalen Veränderungen der Gesamtsprache erhielt, bedingt durch die Wahl des Deutschen für den Ausdruck wissenschaftlicher Gegenstände und für die Vermittlung höherer Bildung, auch die soziale Erscheinung 'Sprache' eine andere Gestalt. Eine Kommunikationsbarriere wurde abgebaut, ein neues Feld sprachlich erschlossen, öffentlich gemacht, demokratischer gestaltet. Sprachgeschichte als Geschichte des Sprachgebrauchs einer gesellschaftlich relevanten Institution besitzt folglich eine sozialgeschichtliche Dimension, in der die gesellschaftlichen Wirkungen gewandelter Normen zum Tragen kommen.

1 Die Sprachgeschichte der Universität als Forschungsaufgabe

Die Geschichte der Universitäten bietet ein facettenreiches Bild. Zahlreiche Wissenschaften, historische wie systematische, sind daran beteiligt, die unterschiedlichen Facetten zu bestimmen, ihren Umriß zu zeichnen und im Detail zu verfeinern. Wenn es darum geht, die Entstehung, den Wandel, die gesellschaftlich-politische Bedeutung oder die Rechtsgestalt dieser Institution zu beschreiben und zu interpretieren, wenn man die innere Sozialverfassung, die Stellung ihrer Mitglieder und die von ihr vermittelten wissenschaftlichen Inhalte erfassen will, dann sind Kirchengeschichte, Politikgeschichte und Stadtgeschichte, Gesellschaftsgeschichte im umfassenden Sinne, Rechtsgeschichte, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsgeschichte im allgemeinen und Fächergeschichte im besonderen gefordert. Diese Zweige haben eine vielfältige, thematisch breit gefächerte universitätsgeschichtliche Literatur hervorgebracht. Sie reicht von Detailstudien über Geschichten einzelner Universitäten, die besonders anlässlich der in diesem Jahrhundert zahlreich begangenen großen Jubiläen entstanden sind, bis hin zu grundsätzlichen Darstellungen. Auch an Entwürfen, die sich nicht mit der Skizzierung einzelner Facetten zufriedengeben, sondern eine Gesamtschau, eben *die* Geschichte der Universitäten leisten wollen, fehlt es nicht.¹

¹ All diese Arbeiten auch nur mit einer kurzen Charakteristik summarisch aufzulisten, wäre Aufgabe für eine eigenständige Publikation. An dieser Stelle sei deshalb lediglich auf einige bedeutsame und gut zugängliche Schriften hingewiesen. Die Bibliographien Erman/Horn 1904/1905, Hassinger (Hg.) 1974, Over 1988 und Pester 1990 sind geeignet, sich einen nahezu vollständigen Überblick über die universitätsgeschichtliche Literatur zu verschaffen. Die früheste umfassende Universitätsgeschichte ist das vierbändige Werk von Meiners 1802, 1803, 1804, 1805 *Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unsers Erdtheils*. An älteren, umfassenden Darstellungen zur Geschichte der deutschsprachigen Universitäten ragen die von Kaufmann 1888/1896, Paulsen 1902 und Doeberl u.a. (Hgg.) 1930/1931 heraus. Für den Blick auf die europäischen Verhältnisse ist weiterhin Rashdall 1936 unentbehrlich. Grundmann 1964b ist mit seinen Thesen zum Ursprung der Universität im Mittelalter ein vieldiskutiertes Werk. Einen ersten, auch historischen Überblick liefern das Lexikon Boehm/Müller (Hg.) 1983 *Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz* sowie der kurzgefaßte, intensive Aufsatz Hammerstein 1985 *Zur Geschichte und Bedeutung der Universitäten im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation*. Neuere Gesamtdarstellungen sind Prahl 1978, Prahl/Schmidt-Harzbach 1981, Steiger/Fläschendräger (Hgg.) 1981, Ellwein 1985 sowie die reich bebilderten Bände Müller 1990 und Cardini/Fumagalli Beonio-Brocchieri 1991. Die zweibändige *Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart* von Paulsen 1919/1921 gilt noch immer als grundlegendes Werk der Bildungsgeschichte. Populäre, ebenfalls reich bebilderte Darstellungen sind Fick 1900, Reicke 1901a, 1901b und 1924. Auf weitere Literatur wird im Laufe der Darstellung verwiesen. - Kürzlich erschienen ist der erste Band *Mittelalter* einer auf vier Bände angelegten *Geschichte der Universität in Europa*, herausgegeben von Walter Rüegg. Dieses auf Initiative der

Allein, ein Thema und ein Wissenschaftszweig sind in dieser methoden- und fächerpluralistischen Forschung nur am Rande vertreten: die Sprache und die Sprachwissenschaft. Diese Tatsache überrascht, nicht nur, weil die wissensvermittelnde Institution 'Universität' in besonderem Maße von der Sprache als dem Träger ihrer Gegenstände lebt, sondern auch, weil es in dieser Institution Sprachzustände und Sprachentscheidungen gegeben hat, die nicht unwesentlich auf die Geschichte der jeweiligen Gesamtsprache, also auch auf die Geschichte des Deutschen, gewirkt haben.

Unter den mit der Universität verbundenen sprachwissenschaftlich und sprachgeschichtlich relevanten Themen ragt eines zweifellos heraus: der mehr als dreihundert Jahre währende Gebrauch des Gelehrtenlateins innerhalb der Universität und ihr Übergang zu einer volkssprachlichen Institution. Hierüber ist bislang wenig geschrieben worden.² Letztlich trifft dieses Versäumnis aber nicht nur die

Europäischen Rektorenkonferenz (CRE) und unter Mitarbeit einer internationalen Forschergruppe erscheinende Werk bietet eine vergleichende Geschichte der europäischen Universitäten vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Jeder der vier Bände ist systematisch gleich aufgebaut und in vier Teile gegliedert. Teil I gibt eine thematische Einführung und entwirft ein Gesamtbild der Verteilung und Entwicklung der Hochschulen im behandelten Zeitraum; Teil II beschreibt die Strukturen der Universität (Hochschulträger, Organisation und Ausstattung, Universitätslehrer); Teil III behandelt die wissenschaftliche Ausbildung der Studenten; Teil IV beschäftigt sich mit den wissenschaftlichen Inhalten. Vgl. Rüegg (Hg.) 1993, 17 f. Wie mir der Herausgeber Professor Dr. Walter Rüegg (Montreux) auf Anfrage mitteilte, wird in dieser voraussichtlich auf lange Zeit einzigartigen Universitätsgeschichte das Thema 'Gelehrtenlatein und Volkssprache' auch in den noch folgenden Bänden - insbesondere im zweiten, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reichenden Band - allerdings lediglich am Rande behandelt.

² Neben der bereits erwähnten Abhandlung von Paulsen 1919/1921 ist vor allem Hodermann o.J. (1891) mit seiner Dissertation über *Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts* hervorzuheben. Aus buchgeschichtlicher Sicht zum Thema handelt Jentzsch 1912 in seiner Untersuchung *Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeß-Katalogen von 1740, 1770 und 1800 in seiner Gliederung und Wandlung*. Ergänzend dazu für das 17. Jahrhundert Düsterdieck 1974 sowie allgemein Wittmann 1991. Eher literaturgeschichtlich interessiert, wenngleich auch sprachgeschichtlich ergiebig, ist die Arbeit von Weimar 1989, der seine *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts* mit einem Kapitel *Deutsch als Universitätssprache* (ebd., 13-39) beginnt. Der Sammelband Garber (Hg.) 1989a zum Thema *Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit* enthält Aufsätze, in denen, wiederum literaturgeschichtlich ausgerichtet, verstreut auch über Gelehrtenlatein und Volkssprache in verschiedenen europäischen Ländern gehandelt wird. Aus dem Band ist besonders Kühlmann 1989 *Nationalliteratur und Latinität: Zum Problem der Zweisprachigkeit in der frühneuzeitlichen Literaturbewegung Deutschlands* herauszuheben. Erwähnenswert, jedoch kaum auf das gelehrte universitäre Schrifttum bezogen, ist der die Vorträge eines Regensburger Colloquiums 1988 dokumentierende Sammelband Henkel/Palmer (Hgg.) 1992a *Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter 1100-1500*. Wichtig allerdings ist der dem Band vorangestellte Forschungsbericht Henkel/Palmer 1992b. Teilaspekte des Themas behandeln auch Ponert 1975 in seiner Dissertation *Deutsch und Latein in deutscher Literatur und Geschichtsschreibung des Mittelalters* sowie Grubmüller 1983 und 1986. An sprachwissenschaftlichen Arbeiten ist bislang lediglich Pörksen 1983a mit seinem Aufsatz *Der Übergang vom Gelehr-*

Sprachgeschichtsschreibung, sondern auch die Sozial- und Wissenschaftsgeschichte, die beide ebenfalls von ihren Gegenständen her an dem Thema 'Latein und Deutsch' beteiligt sind: die Sozialgeschichte vor allem mit der Frage, welche Stellung die sich auch über ihre Sprache definierende Gelehrten-gemeinschaft innerhalb der Gesellschaft einnimmt, die Wissenschaftsgeschichte hauptsächlich mit Überlegungen zur Verbindung der Inhalte wissenschaftlicher Erkenntnis mit der gewählten Sprache.³

Bevor der Übergang der Freiburger Universität vom Lateinischen zum Deutschen anhand der Quellen beschrieben werden kann, müssen also zunächst die Sozial-, Wissenschafts- und Sprachgeschichte auf ihren jeweiligen Anteil an der im Mittelpunkt stehenden Sprachenfrage hin beleuchtet werden. Diese drei Sparten der Geschichtsschreibung sind geeignet, den wesentlichen Teil jener Aspekte, die mit dem sprachlichen Thema im engeren Sinne verbunden sind, zu formulieren und die konkrete Fallstudie der Universität Freiburg vorzubereiten. Aus systematischer Sicht kommt insbesondere den drei folgenden Kapiteln die Aufgabe zu, die im Zentrum der Arbeit stehende These, daß der Sprachenwechsel vom Lateinischen zum Deutschen mit einem gesellschaftlichen Funktionswandel der Institution 'Universität' und mit einem wissenschaftlichen Denkstilwandel einhergeht, grundsätzlich plausibel zu machen und von den prägnanten Stationen der allgemeinen Universitätsgeschichte her zu belegen. Schließlich kann die spezielle Freiburger Universitätsgeschichte nur vor dem Hintergrund eines generellen universitätsgeschichtlichen Überblicks ihre Konturen gewinnen, die eine abschließende Antwort auf die zur Diskussion stehenden Fragen erlauben. Es wird sich dann auch zeigen, daß die spezifischen Besonderheiten der Freiburger Universität, das Untypische ihrer Geschichte vor allem im 18. Jahrhundert, gerade als ein Indiz für die Stimmigkeit der genannten These zu nehmen sind.

In der Reihe der für den generellen Überblick zu betrachtenden Aspekte muß die Sozialgeschichte am Anfang stehen, weil sie die nötigen Kenntnisse über die Gestalt und die gesellschaftliche Einbettung institutionalisierter Bildung und deren Wandel bereitstellt. Die Wissenschaftsgeschichte zeigt sodann die Gegenstände wissenschaftlichen Interesses und den historischen Wandel ihrer Ordnungsformen auf. Die Sprachgeschichte schließlich schafft einen Umriss des allgemeinen sprachlichen Wandels in Verknüpfung mit seinen sozialen Bedingungen und Auswirkungen.

Da weder die Sozialgeschichte noch die Wissenschaftsgeschichte bislang die Sprache als einen relevanten Faktor innerhalb ihres Anteils am Untersuchungsfeld 'Universität' wahrgenommen haben und auch die Sprachgeschichtsschreibung ihrerseits erst in jüngster Zeit zu der Erkenntnis fortschreitet, daß es, um mit Peter von Polenz [1991a, 17] zu sprechen, „einer Auffassung von Sprachge-

tenlatein zur deutschen Wissenschaftssprache zu nennen. Vgl. auch Pörksen 1984, 86-91, und Pörksen 1990, 4-7. Die italienischen Verhältnisse sind vorbildlich aufgearbeitet in dem dreibändigen Werk *Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur* von Olschki 1919, 1922, 1927. Eine ähnliche Darstellung für Deutschland fehlt, wie bereits Pörksen 1983a, 230, festgestellt hat.

³ Den auf die Universität bezogenen Zweig 'Institutionengeschichte' betrachte ich, je nach Schwerpunkt, als Teil der Sozial- oder Wissenschaftsgeschichte.

schichte [bedarf], die über bloße historische Linguistik hinausgeht und auf historische Zusammenhänge zwischen Sprache und Gesellschaft im Rahmen kommunikativer Praxis hinweist“, kann für die vorliegende Arbeit nicht auf ein bereits abgestecktes Feld von Voraussetzungen zurückgegriffen werden. Eine zusammenhängende Darstellung, die eine Konzentration sozial-, wissenschafts- und sprachgeschichtlicher Befunde vornehmen würde, existiert nicht. Für die Beschreibung der Sprachgeschichte der Institution ‘Universität’ unter der Leitfrage nach dem Verhältnis von lateinischer und deutscher Sprache ist also überhaupt erst eine Grundlage zu schaffen. Im folgenden wird deshalb nicht nur in Form eines Forschungsberichts ein universitätsgeschichtliches Mosaik aus Einzeluntersuchungen zusammzusetzen sein, es muß auch der gesamte historische Rahmen, in dem unser Thema virulent ist, benannt und - umfassender, als es auf den ersten Blick vielleicht nötig erscheint - gefüllt werden. Erst die Charakterisierung der in der Wissenschaft lateinischsprachigen Universität nämlich, ihre Entstehungsgeschichte und ihr innerer Wandel bis zum an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert beginnenden Übergang zum Deutschen eingeschlossen, liefert die nötigen Begründungszusammenhänge für den mit dem Sprachenwechsel einhergehenden Funktions- und Denkstilwandel.

Die nachfolgenden Kapitel 2 bis 6 sind somit nicht nur als einleitende Bemerkungen anzusehen, sie bilden zugleich einen wesentlichen Teil des Argumentationsganges der gesamten Studie. Das zweite Kapitel gibt den angedeuteten Überblick über die Universitätsgeschichte aus sozialgeschichtlicher, das dritte Kapitel aus wissenschaftsgeschichtlicher und das vierte Kapitel aus sprachgeschichtlicher Sicht. Das fünfte Kapitel *Beschreibungsprinzipien einer Sprachgeschichte der Universität* pointiert die herausgearbeiteten Unterschiede zwischen der lateinischsprachigen mittelalterlichen und der deutschsprachigen neuzeitlichen Universität und benennt einige aus den vorherigen Kapiteln abgeleitete methodische Prinzipien. Den ersten, allgemeinen Teil abschließend werden in einem Exkurs *Die europäischen Universitäten zwischen Gelehrtenlatein und Volkssprache* knapp einige Grundzüge der Geschichte insbesondere französischer, italienischer und englischer Universitäten nachgezeichnet, um so eine gesamteuropäische Einordnung vornehmen zu können.

Erst nachdem in dieser Weise die Grundlagen für eine konkrete Untersuchung gelegt worden sind, kann im zweiten Teil der Blick auf die Universität Freiburg konzentriert werden.

2 Universitätsgeschichte und Sozialgeschichte

2.1 Literalität und Illiteralität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit

Die Frage nach dem Verhältnis von Deutsch und Latein, von Volkssprache und Gelehrtensprache, muß innerhalb unseres Untersuchungszeitraumes, der im Spätmittelalter beginnt und bis zur Aufklärung reicht, zunächst vor dem Hintergrund der Frage nach dem Verhältnis von schriftlicher und mündlicher Sprache gesehen werden.¹ Eine solche Ausweitung des Blickwinkels ist nötig, weil die Beherrschung des Lateins grundsätzlich gebunden war an die Beherrschung von Schrift und - umgekehrt - bis zum 12./13. Jahrhundert das Lesen- und Schreibenlernen ausschließlich anhand der lateinischen Sprache erfolgte. Diese Identität von Latein und Schriftsprache ging so weit, daß die Wörter *grammatica* und *littera* im mittelalterlichen Sprachgebrauch mit der Bezeichnung *lingua latina* synonym gebraucht werden konnten.²

¹ Vgl. auch die grundsätzlichen Überlegungen in dem Bericht Keller/Worstbrock 1988 zur Einrichtung des Sonderforschungsbereichs 231 *Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter* an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

² Vgl. Grundmann 1958, 3 ff.: „[...] meistens und sozusagen normalerweise heißt es [das Wort *litteratus*; J. Sch.] (wie ursprünglich im antiken Latein auch) nichts anderes als buchstabenkundig, schreib- und lesefähig, bezeichnet also nur das Mindestmaß an literarischer Fähigkeit, wie man es heute jedem Schulkind, erst recht jedem Erwachsenen zumutet. [...] Andererseits bedeutet aber *litteratus* dabei immer zugleich auch lateinkundig. Denn nur am und mit dem Latein, in dem alle schriftliche Überlieferung des Abendlandes mit ganz vereinzelt Ausnahmen bis ins 12. Jahrhundert geschrieben war, konnte man überhaupt das Schreiben und Lesen lernen; nur wer lateinisch schreiben und lesen gelernt hatte, konnte dann gelegentlich auch Worte, Sätze, Verse der Volkssprachen aufzeichnen, die von allen anderen nur gesprochen und gehört, nicht geschrieben und gelesen wurden. Das Wort *littera* kann daher geradezu die lateinische Sprache meinen, denn sie allein war die Schriftsprache. *Literaliter loqui* oder *literate loqui* heißt im Mittelalter: lateinisch reden. [...] Eine 'nicht-lateinische Literatur' wäre nach [...] mittelalterlichen Begriffen eigentlich ein Widerspruch in sich, eine *Contradictio in adjecto*. Erst wenn man das bedenkt, läßt sich recht ermes- sen, welcher Wandel sich mit dem Eindringen und der Aufnahme der Volkssprachen ins Schrifttum seit dem 12./13. Jahrhundert vollzog. Aber lesen und schreiben konnte auch das Deutsche, Französische, Italienische weiterhin bis gegen Ende des Mittelalters zumeist nur der, der diese Kunst am Latein gelernt hatte, anders gesagt: wer die Grammatik erlernt hatte. Denn auch *grammatica* wie *littera* heißt im mittelalterlichen Sprachgebrauch oft geradezu: das Latein.“ - Die hier zitierte begriffsgeschichtliche Untersuchung Herbert Grundmanns *Litteratus - illiteratus. Der Wandel einer Bildungsnorm vom Altertum zum Mittelalter* kann immer noch als die grundlegende Arbeit auf diesem Gebiet angesehen werden. Für die neuere Literatur siehe den Forschungsbericht Henkel/Palmer 1992b, 9-11, sowie Henkel 1991. Vgl. auch Vollrath 1981 zu den kulturellen Folgen, die sich aus dem Kontakt oraler Gesellschaften mit der lateinischen Schriftlichkeit im Mittelalter ergaben.

Ivan Illich [1991] hat in seinem Essay *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand* auf anschauliche Weise den Umgang mit lateinischen Buchstaben und der lateinischen Sprache um die Mitte des 12. Jahrhunderts beschrieben. Er sieht, worauf noch ausführlicher einzugehen sein wird [vgl. unten, 39-41], diese Zeit als eine Umbruchphase in der Verwendung von Schrift, der Art und Weise des Lesens, Schreibens und der Gestaltung von Texten an. Im Mittelpunkt dieses Umbruchs steht für Illich der gelehrte Mönch Hugo von St. Victor (um 1097-1141) mit seinem um 1128 entstandenen Werk *Didascalicon*, dem ersten Buch, „das über die Kunst des Lesens geschrieben wurde“ [Illich 1991, 13]. Zunächst bezogen auf das klösterliche Leben schreibt Illich [ebd., 67 f.]:

„Hugos Schüler lernten Latein nicht als zweite, tote oder gelehrte Sprache. Für sie war es ein wesentlicher Bestandteil der monastischen Lebensweise. Die religiöse *conversio*, wie man die Verpflichtung zum klösterlichen Leben damals nannte, führte sie hin zu Latein, Gelehrsamkeit, lebenslanger Verwurzelung und zum komplexen Gebetsritual als verschiedenen Aspekten monastischen Gehorsams. In der Mundart, die man in der Heimat des Novizen sprach, wurde nie geschrieben. Man betrachtete sie auch noch nicht als Muttersprache. Das galt sowohl für den Bauern als auch für den Ritter. Das Alphabet warf noch keinen Schatten auf das alltägliche Reden. Es gab noch keine Möglichkeit, die Mundart nach Silben oder Wörtern zu gliedern. Geschichten, die in romanischen oder germanischen Zungen erzählt wurden, waren noch nach den Regeln oraler Gesellschaften aufgebaut, flossen dahin wie Wasser, obgleich das Zeitalter der epischen Dichtung lange vorbei war, und Chronisten zeichneten sie zuweilen - meist auf lateinisch - auf. Die Zeit war noch nicht gekommen, 'Sprache' als Terminus für den Vergleich zwischen Mundart und Latein als gleichartigen Gebilden, aber mit wohl unterschiedlichem Status, zu verwenden.“

Die Begriffe *litteratus* und dessen Negation *illitteratus* markierten, wie Grundmann [1958, 13 f.] gezeigt hat, im Mittelalter nicht verschiedene Bildungsgrade, sondern verschiedene Bildungsweisen oder Bildungswelten. Die sozialen Trägerschichten dieser Bildungswelten bezeichnend, heißt es bei Grundmann [ebd., 14] weiter:

„Diese beiden Bildungsformen und -traditionen verteilen sich - von gewissen Überschneidungen und Ausnahmen abgesehen - auf verschiedene Stände: lateinkundige *litterati* sind im allgemeinen nur die Kleriker und Mönche, die Männer der Kirche und des Klosters, denen auch das ganze Schreibwerk der Kanzleien von den Fürsten übertragen und überlassen wird. *Illitterati*, schrift- und lateinunkundig sind im allgemeinen die Laien aller Gesellschaftsschichten; nur adligen Frauen und Königssöhnen wird ein gewisses Maß literarischer Bildung und Fähigkeit zugemutet, bei anderen Laien ist es ungewöhnlich und auffällig, wenn sie *litterati* sind, während es für Kleriker und Mönche allerdings ein Manko und Makel ist, illitterat zu sein.“³

Die mit nur wenigen Ausnahmen über Jahrhunderte hinweg bestehende Identität von Latein und Schriftsprache zerbrach erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhun-

³ Zur Bildung von Frauen im Mittelalter siehe Kaemmel 1882, 47-55, Specht 1885, 255-295, Limmer 1928, 66-81, Grundmann 1935, als neuere Darstellung Ennen 1991, für die Renaissance im gesamteuropäischen Rahmen jetzt King 1993, über Frauenbildung und gelehrte Frauen bes. 188-258. Zu den Lateinkenntnissen von Dominikanerinnen im Spätmittelalter vgl. Ochsenbein 1992. Engelsing 1973, 1 f., berichtet, daß Priester gelegentlich von der Befähigung zum Lateinischen befreit wurden.

derts,⁴ als man entdeckte, daß die lateinischen Buchstaben geeignet waren, auch die 'vulgären' Mundarten, die Volkssprachen also, aufzuzeichnen.⁵ Die herausragende Stellung des Lateinischen als Schriftsprache wurde damit aber selbstverständlich nicht sofort aufgegeben. Noch bis ins 16. Jahrhundert hinein diente es als Orientierungspunkt, auf den sich die schriftliche Fixierung eines Textes in einer anderen Sprache beziehen mußte.⁶ Für das Mittelalter und die frühe Neuzeit läßt sich somit feststellen, daß jeder Lese- und Schreibkundige - Fähigkeiten, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts allerdings nicht unbedingt zusammen erlernt werden mußten⁷ - das Lateinische beherrschte und damit prinzipiell in der Lage war, alle Texte, also auch die wissenschaftliche Literatur, zu rezipieren.⁸

⁴ Selbstverständlich sieht auch Illich 1991, 74, daß vor Hugo bereits Volkssprachliches schriftlich fixiert wurde: „Es gibt auch einige Beispiele dafür, daß das lateinische Alphabet schon vor der Zeit Hugos zur Aufzeichnung nichtlateinischer Sprechformen verwendet wurde. Am auffallendsten ist hier das Angelsächsische vor der normannischen Eroberung. Überdies benutzte man bisweilen das Alphabet bei dem Versuch, Übersetzungen zu schaffen. Schon unter Karl dem Großen arbeitete man in den Benediktinerklöstern der Bodenseegegend an alemannisch-lateinischen Glossaren, mit deren Hilfe man dann mundartliche Fassungen der Benediktinerregel und von Teilen der Evangelien erstellte. Aber je mehr solcher Zeugnisse wir finden, desto mehr erscheint uns die Benutzung des Alphabets bei der Abfassung nichtlateinischer Schriftstücke als Ausnahme, die die Identifikation der lateinischen Schrift mit der lateinischen Sprache bestätigt.“ Vgl. ergänzend auch Illich 1984a, Illich 1984b, bes. 53-64, und Illich/Sanders 1988, 64-82, das Kapitel *Übersetzung und Sprache*.

⁵ Über Probleme beim Verschriften der Muttersprache handelt am Beispiel Otfrids von Weissenburg Günther 1985.

⁶ Illich 1991, 75, berichtet unter Berufung auf Uwe Pörksen von der mittelhochdeutschen Übersetzungspraxis: „Während der ersten beiden Generationen, in denen an deutschen Höfen eine große Nachfrage nach provençalischen Texten bestand - und umgekehrt -, wurde nicht eines der großen Lieder direkt aus einer Mundart in die andere übersetzt. In jedem einzelnen Fall entstand erst eine lateinische Version des Liedes, und danach dann eine Übersetzung aus dem Lateinischen in die Mundart, in der das Lied überliefert ist.“ Vgl. zum *Rolandslied* des Pfaffen Konrad, das für diesen doppelten Übersetzungsprozeß als wichtigstes Beispiel steht, Langosch 1990a, 40 und 46, sowie aus germanistischer Sicht Kartschoke 1989.

⁷ Den Zusammenhang von Lesen und Schreiben sowie den Übergang vom lauten zum leisen Lesen bespricht Illich 1991, 91-97. Über das Ende des lauten Lesens handelt Schön 1993, 99-122. Zu den 'literarischen' Anforderungen an Kleriker, von denen im 13./14. Jahrhundert erwartet wurde, daß sie Lesen, nicht aber unbedingt, daß sie auch Schreiben konnten, vgl. Wendehorst 1986, 23 f. Wendehorst ebd., 24, Anm. 125, schließt daraus, daß „Lesen und Schreiben in getrennten Unterrichtsgängen gelehrt und gelernt wurden“, und nennt dafür noch weitere Belege mit der dazugehörigen Literatur. Über die Schulsituation im 18. Jahrhundert, wo für Schüler, die nur Lesen, und jene, die Lesen und Schreiben lernen sollten, unterschiedlich viel Platz in den Klassenzimmern zur Verfügung gestellt wurde, berichtet Gessinger 1980, 50-56. Vgl. auch Hajdu 1931, v.a. 46-55, über das Lesen und Schreiben als Formen volkstümlicher Schriftlichkeit im Spätmittelalter. Zur formalen Seite der Verschriftlichung vgl. Grubmüller 1984.

⁸ Vgl. auch das Kapitel *Das abendländische Publikum und seine Sprache* in Auerbach 1958, 177-259, bes. 205-259. Zum Nebeneinander von Latein und Volkssprache im 12. Jahrhundert gibt Auerbach ebd., 209 f., eine anschauliche Charakterisierung: „Die

Der Wandel, in dessen Verlauf die lateinische Sprache ihr Schriftmonopol verlor und die Volkssprachen 'literaturfähig' wurden, vollzog sich hauptsächlich in drei Kreisen: in der höfisch-ritterlichen Gesellschaft, in neuen religiösen Gemeinschaften wie den Waldensern, der religiösen Frauenbewegung und später den Mystikern sowie im kaufmännischen städtischen Bürgertum.⁹ Damit veränderte sich, wie Grundmann [1958, 59] ausführt, auch das Verhältnis der Begriffe *litteratus* und *illitteratus*:

„Die alten Unterscheidungen und Gleichungen stimmen [...] nicht mehr: *litterati* und *illitterati* verteilen sich nicht mehr deutlich auf verschiedene Stände und auf verschiedene Sprachen, nicht mehr auf die lateinische Buchtradition lesender Kleriker und die gesprochene, gesungene Überlieferung für hörende Laien. Die Schranken zwischen beidem werden durchbrochen, die lebende Sprache wird schrift- und buchfähig, die Laien oder wenigstens manche Gruppen von Laien werden lesefähig und lesewillig und schreiben selbst - in ihrer Muttersprache.“

Wenn nun immer mehr die Schrift, und zwar in einer volkssprachlichen Gestalt, auch von Nicht-Klerikern, also Laien, benutzt wird, dann berührt das zunächst nicht den inneren Bezirk der lateinischsprachigen Themen. Zu diesem Bezirk gehören auch die Wissenschaften mit all ihren bis dahin gepflegten Gebieten. Was zunächst - und zwar teilweise noch jahrhundertlang neben dem Lateinischen - volkssprachlich wird, sind die Literatur, die Epik und der neu entstehende Minnesang, sind Predigten und zunehmend das Urkundenwesen sowie bald ausschließlich das kaufmännische Geschäftswesen, die Buchhaltung und der Schriftverkehr.¹⁰ Hinzu kommt ab dem 14. Jahrhundert eine sich bald recht differenziert gestaltende Fachliteratur [vgl. unten, 100-109].

Funktion des Lateinischen im 12. Jahrhundert ist einzigartig. Noch immer ist es eine Sprache, die nur ganz wenige wirklich beherrschen; weit mehr als vorher, aber immer noch eine geschlossene Gruppe von gelehrten Klerikern. Dennoch beginnt das Latein Ausdruck des Lebens der Zeit zu werden: in den Hymnen und der Vagantenpoesie, zumal auch der satirisch-polemischen, in den Chroniken und geschichtlich-mystischen Spekulationen, zuweilen selbst in allegorischen Lehrgedichten. So stark auch der lateinisch-schulhafte Charakter dieses Schrifttums oft ist, so deutlich wird es, daß allgemeinere Richtungen und Stimmungen in ihm durchklingen. Es ist eine besondere, nicht leicht zu analysierende, nicht leicht mit genauen Worten zu beschreibende Lage. Es existiert eine sehr alte gelehrte Sprache, die nur eine fachlich ausgebildete Leserschaft besitzt, aber dennoch, vielfältig aufblühend, von dem Aufblühen der geistigen und der empfindenden Kräfte Zeugnis ablegt. Und es gibt gleichzeitig Volkssprachen, die allmählich zum Selbstbewußtsein vordringen; zunächst ganz aufs Erzählende und Empfindende beschränkt, in vieler Hinsicht der lateinischen Vormundschaft bedürftig, dennoch eigenen Bedingungen folgend und von anderen, breiteren Schichten getragen; sie steigen langsam empor und bilden sich schließlich ein literarisches Publikum.“ Zur mittellateinischen Literatur grundsätzlich vgl. Langosch 1990a, 1-49, und Langosch 1990b.

⁹ Vgl. Hajdu 1931, 5-37, und Grundmann 1958, 54-60. Über *Religiöse Bewegungen im Mittelalter* unterrichtet umfassend Grundmann 1961, speziell über *Religiöse Frauenbewegung und volkssprachliche Literatur* vgl. ebd., 452-475.

¹⁰ Vgl. Wendehorst 1986, 28-31. Vgl. auch die einschlägigen Literaturgeschichten, beispielsweise Bertau 1972/1973, sowie Englisch 1987 zu den Predigten, Vancsa 1895 und Merkel 1930 zum Urkundenwesen. Speziell zur Literalität der Kaufleute, insbesondere auch über den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Wirtschaft im

Die sozialen Orte, an denen diese neue Art von Schriftlichkeit langsam Form annimmt und Raum gewinnt, sind die Städte und die Höfe, ihre sozialen Träger sind das städtische Patriziat und - vermutlich nicht in eigener Person, aber doch wenigstens delegierend - adlige Ritter.¹¹ Wenngleich die Frage, ob die mittelhochdeutschen Dichter im 12. und 13. Jahrhundert des Lesens und Schreibens kundig waren oder ob ihren gelegentlichen gegenteiligen Beteuerungen Glauben geschenkt werden muß,¹² in der Forschung kontrovers diskutiert und vielleicht auch kaum jemals eindeutig zu beantworten sein wird, bleibt doch die Feststellung, daß ab Anfang des 14. Jahrhunderts eine größtenteils auf Sprechkultur basierende Dichtung schriftlich fixiert und damit dem lesenden Auge zugänglich gemacht wird (*Manessische Handschrift* und andere Sammlungen).¹³

Die im 12. Jahrhundert langsam beginnende Ausweitung der Schriftlichkeit bezüglich der sozialen Trägerschichten, der Themen und Gattungen wie auch der verwendeten Sprachen findet im 15. Jahrhundert, noch vor Beginn des Buchdrucks, einen gewissen Höhepunkt.¹⁴ Engelsing [1973, 10] spricht hinsichtlich der

späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, vgl. den informativen Aufsatz Fried 1992. Über die Vermittlung historischen Wissens an ein nicht-lateinkundiges Publikum handelt Brunner 1989.

¹¹ Vgl. allgemein Wenzel 1986. Die Literatur hierzu ist zu umfangreich, als daß sie auch nur einigermaßen repräsentativ angeführt werden könnte. Deshalb sei lediglich hingewiesen auf die auch weitere Angaben enthaltenden Arbeiten von Schmitt 1942 über die sprachschöpferische Leistung der Stadt, Engelsing 1973, 1-14, über Analphabetentum und Lektüre in der Zeit vom Spätmittelalter bis zum 15. Jahrhundert, Schmidt 1973 über Lesen und Schreiben im späten Mittelalter sowie Wendehorst 1986 über die Frage, wer im Mittelalter lesen und schreiben konnte. Über den Bürger als Leser handelt Engelsing 1974, zum Sprachproblem bes. 37-45. Eine knappe, doch informative *Geschichte des Lesens* von der griechischen Antike bis zur Gegenwart enthält Schön 1993, 31-61. Vgl. zum Thema *Hören - Lesen - Sehen*, also zur Funktion von Mündlichkeit, Schriftlichkeit und bildlicher Darstellung in der volkssprachlichen literarischen Kultur um 1200 Curschmann 1984, mit weiterer Literatur.

¹² Immer wieder angeführt werden Wolframs von Eschenbach Bekenntnisse im *Parzival* (v. 115, 27): *ichne kan deheinen buochstap* und im *Willehalm* (v. 2, 19 f.): *Swaz an den buochen stêt geschriben, des bin ich künstelôs beliben*. Vgl. dazu Wendehorst 1986, 25-27, mit Literaturangaben.

¹³ Schmidt 1973, 312 ff., sieht die universitär gebildeten, einen praktischen Beruf ausübenden Gelehrten, z.B. die Mediziner, neben den Klerikern als die erste gesellschaftliche Gruppe an, die sich einer, allerdings noch lateinischsprachigen, Schriftlichkeit zuwendet. Er fährt [ebd., 314] fort: „Das weltliche Gelehrtentum wird für uns als früheste Schicht erkennbar, in der sich der Laie zur Buchkultur wandte. Vielleicht hat diese Entwicklung auch auf die großen Dichterpersönlichkeiten der staufischen Ritterzeit, auf Hartmann und Gottfried, eingewirkt, wenn sie sich zum Buch und zur Schrift als der Grundlage der Gelehrsamkeit bekannten. Sie waren Vorläufer. In anderen Kreisen als in denen der Gelehrten hat sich das Eindringen in die Schriftkultur erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nachvollzogen und durchgesetzt, dann allerdings mit einem Ungestüm, das keine Parallele hat.“

¹⁴ Aus mediengeschichtlicher Sicht muß noch auf wenigstens vier materielle Veränderungen, die die Ausbreitung der Schriftlichkeit im 15. Jahrhundert begünstigt haben, hingewiesen werden: die Erfindungen der Lesebrille und der Kursivschrift, die Verwendung von Papier sowie die Vervielfältigung von Büchern durch Diktieren in Schreibwerkstätten. Vgl. dazu von Polenz 1991a, 114-125, und 1991b, bes. 10-14.

volkssprachlichen Literatur von einer „Zunahme der Bedeutung der Lektüre“ und einem „Wachstum des Publikums“. Er macht diese Einschätzung zum einen fest an der Beobachtung, daß „mehr als 70 Prozent der Handschriften, die sich bis in die Gegenwart erhalten haben“, aus dem 15. Jahrhundert stammen. Zum zweiten beobachtet er, daß sich in dieser Zeit die Mariendarstellungen verändern: Maria erscheint nun nicht mehr, wie auf den Bildern früherer Jahrhunderte, mit nur einem Gebetbuch, sondern mit einer kleinen Sammlung von vier oder fünf Büchern. Engelsing [ebd.] zieht daraus den Schluß:

„Das Verhältnis des Menschen zum Buch mußte sich in dem Augenblick tiefgreifend wandeln, in dem an die Stelle eines Buches mehrere traten. Denn wenn ein Buch noch als Kultgegenstand, als Schmuckstück, als Mittel der Darstellung gelten kann, so dienen mehrere Bücher dem Gebrauch, also der Lektüre, und zwar nicht allein dem öffentlichen Vortrag, sondern auch der häuslichen Lektüre, gleichgültig ob nun im Hause in einem Kreis von Menschen vorgelesen wurde oder ob ein einzelner (wahrscheinlich laut) für sich las.“

Auf der Grundlage der teilweise recht spärlich erhaltenen Zahlen über Buchauflagen, Buchverkauf und Einwohner in größeren Städten hat man Vermutungen darüber angestellt, mit wievielen Lesern am Ende des 15. Jahrhunderts gerechnet werden kann. Engelsing [1973, 20] kommt, „bei Ausschaltung aller Leser, die ausschließlich fremdsprachige Literatur benutzten“, auf einen Anteil von höchstens 3 bis 4 Prozent an der Gesamtbevölkerung. Bei Wendehorst [1986, 32] findet man das Resümee: „Zur Zeit des Beginns der Reformation konnten im Reich 10 bis 30 % der städtischen Bevölkerung lesen.“¹⁵

Die „seit 1350 rasch und kontinuierlich zunehmende Lese- und Schreibfähigkeit“ führt Wendehorst [ebd., 32 f.] auf zwei Wurzeln zurück, eine kirchlich-religiöse und eine politisch-gesellschaftliche:

¹⁵ Wendehorst fährt [ebd.] fort: „Wenn noch weiter gefragt wird ‘Wieviele konnten schreiben?’, so gibt es Gründe genug für die Annahme, daß sich die im Früh- und Hochmittelalter weit auseinandergehende Schere am Ausgang des Mittelalters nahezu geschlossen hat: Die Zahl der Schreiber, das heißt nun: die Zahl derer, die kursiv schreiben konnten, lag wohl nur noch unwesentlich unter der Zahl derer, die lesen konnten.“ Zur Entstehung und Leistung der Kursivschrift vgl. Jensen 1969, 510-540, bes. 537-539, Bischoff 1986, 183-201, und Korger 1991, 90-105. Zur Kulturgeschichte der Schrift im Mittelalter überhaupt vgl. Wattenbach 1896 und Fichtenau 1946. - Weitau vorsichtiger und pessimistischer beurteilt Wittmann 1991, 40, die Situation: „Wegen der geistlichen und weltlichen Leser in den Städten mag der Alphabetisierungsgrad und damit die Lesefähigkeit dort bei zwei bis vier Prozent oder gar leicht darüber gelegen haben, doch stand es auf dem Lande, wo die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung lebte, damit desto schlechter. Von den insgesamt rund 12 Millionen Deutschen um 1500 waren etwa 1,5 Millionen Stadtbewohner. Auch wenn man den Alphabetisierungsgrad der letzteren auf höchstens fünf Prozent schätzt, dürften im 15. Jahrhundert kaum mehr als etwa 60000 Menschen in Mitteleuropa überhaupt die Voraussetzungen zur optischen Rezeption von Gedrucktem besessen haben, ohne daß sie deshalb schon als im engeren Sinne lesendes oder gar kaufendes Publikum gelten dürfen. Natürlich war die Zahl der passiv, nämlich akustisch Rezipierenden weitaus größer, die sich von einem Lesekundigen vorlesen ließen und immerhin die Illustrationen betrachten konnten.“

„Die Verachtung des Analphabetismus kommt zunächst aus dem kirchlichen Bereich. Denn das Christentum ist [...] eine in Büchern fixierte, eine auf heiligen Schriften beruhende Religion. Aber der alte, von der Heiligen Schrift selbst immer wieder mit neuem Brennstoff wachgehaltene Streit, ob der Gelehrte einen höheren Rang habe als der einfache Fromme, hat einen allgemeinen Konsens über die Einschätzung nicht nur des Lesen- und Schreibkönnens, sondern überhaupt der Wissenschaften, immer wieder gestört. [...]

Die zweite Wurzel ist eine profane: Die Kaufmannschaft und die Territorialverwaltung des späten Mittelalters kamen mit dem Komplizierterwerden der Geschäfte und der Differenzierung der Administration nicht mehr ohne geschriebene Wörter und Zahlen aus.“

Das 15. Jahrhundert, in dem die volkssprachliche Schriftlichkeit rapide zunimmt, in dem sich die schriftlich fixierten Stoffe ausweiten und breitere, nun lese- und auch schreibfähig gewordene Bevölkerungsschichten erreichen,¹⁶ ist auch das Jahrhundert der zweiten großen Welle von Universitätsgründungen im deutschsprachigen Raum. Blickt man von dem Wandel der Schriftlichkeit her auf dieses Ereignis, dann scheint es, als müßten die lateinischsprachigen Universitäten eine Art Bollwerk gegen die Verschriftlichung der Volkssprache bilden, als hätten sie die Aufgabe, den Bestand an gelehrtem Wissen zu pflegen und zu schützen, die Jahrhunderte währende Tradition einer exklusiv verwalteten lateinischen Wissenschaft fortzuschreiben und zu sichern.

Wenn wir von Literalität und Illiteralität im Mittelalter sprechen, dann beziehen sich diese Begriffe immer zunächst auf eine handschriftlich verfaßte Literatur und sodann, ab dem 12. Jahrhundert, entweder auf das Lateinische als eine historische und somit wandelbare, dennoch normierte Schriftsprache, die auch gesprochen wird, oder auf das Deutsche, das, neben einer stilisierten Dichtersprache, zu der Zeit noch aus verschiedenen, regional begrenzten, weitgehend mündlichen, nicht standardisierten Dialekten bestand.¹⁷ Bis zum 15. Jahrhundert war eine stetige Zunahme der Literalität festzustellen, und zwar hinsichtlich der Lese- und vermutlich auch der Schreibfähigkeit von Nicht-Klerikern sowie der Anzahl und Themen dessen, was aufgeschrieben wurde.

In diese Zeit nun fallen die Anfänge des Buchdrucks, der prinzipiell unendlichen Vervielfältigung identischer Schriften mittels beweglicher Lettern.¹⁸ Es stellt sich angesichts dieser immer wieder als revolutionär apostrophierten technischen Erfindung¹⁹ die Frage, ob der Begriff 'Literalität' ohne Modifizierungen von der

¹⁶ Vgl. Maas 1985a und zur Expansion des Tagesschrifttums im 15. und 16. Jahrhundert Schottenloher 1922/1985, I, 21-261.

¹⁷ Vgl. zur Gliederung der Sprachvarietäten und zum Problem ihrer Differenzierung Moser/Wellmann/Wolf 1981, 169-178.

¹⁸ Eine sehr präzise Beschreibung und Analyse der Unterschiede zwischen Oralität, handschriftlicher Literalität und typographischer Literalität gibt Ong 1987, 118-137. Vgl. auch Wittmann 1991, 19-23, sowie zu den Rezeptionsveränderungen beim Übergang vom Schreiben zum Drucken Mertens 1983.

¹⁹ Vgl. beispielsweise Johanek 1988, 89: „Die Entwicklung der europäischen Literalität kennt keinen bedeutenderen Einschnitt als die Erfindung und Etablierung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Vervielfältigung und die durch sie begründete und gesteuerte Verfügbarkeit von Schrifttum trat damit in eine völlig neue Phase ein. Sie wurde bereits von den Zeitgenossen

Handschrift auf den Buchdruck übertragen werden kann oder ob nicht durch den Buchdruck ganz andere Möglichkeiten und Formen der Verschriftlichung und Lesehaltung hervorgebracht wurden. Letzteres nachzuweisen, hat sich Michael Giesecke [1991; 1992] in seiner Habilitationsschrift und in einer Aufsatzsammlung zur Aufgabe gesetzt. Giesecke [1991, 22] sieht den „Buchdruck in der frühen Neuzeit“ unter dem Aspekt der „Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien“, die eine „Umschichtung überkommener kommunikativer Verhältnisse“ bewirkt haben:

„Die neue Technik übernimmt Aufgaben, die zuvor von anderen Systemen und Medien wahrgenommen wurden. Informationen mußten transformiert werden, damit sie von den typographischen Informationssystemen aufgenommen und weiterverarbeitet werden konnten. Es entsteht ein neuer Typus von Information, ‘wahres Wissen’. Zugleich treten Kommunikationsformen und Informationstypen, die vordem die soziale Gemeinschaft prägten, in den Hintergrund, werden vergessen.

Diese Veränderungen haben Auswirkungen auf die Selbstbilder der Menschen und ihre Vorstellungen darüber, was Wirklichkeit ist und welche Elemente derselben von Bedeutung sind.“

Gieseckes Ansatz, die „Kulturgeschichte als Informationsgeschichte“²⁰ zu betrachten, legt es nahe, im Buchdruck insofern eine neue Qualität der ‘Informationsverarbeitung’ und ‘-verbreitung’ zu sehen, als durch ihn ein neues Medium geschaffen wird, das andere Mittel der Codierung benutzt als die vormalige Handschrift. Hinzu kommt ein soziales Element: „*In Truck geben* war ein Synonym für das Vergesellschaften von zuvor privaten Wissensbeständen. Die Druckmaschinen transformieren Informationen von einem mehr oder weniger geheimen auf ein gesellschaftliches, *gemeines* Emergenzniveau.“²¹

Es ist in dieser Blickrichtung nur konsequent, wenn Giesecke [1992, 112] sich gegen die in der sprachwissenschaftlichen Fachliteratur übliche Charakterisierung des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit als einer ‘Verschriftlichung des Lebens’²² wendet und eher von einer „typographischen Erfassung des Lebens“ reden will, die einen eigenen und neuen Umgang mit der Schrift hervorbringt.

selbst als unerhörte Erneuerung empfunden, wie auch die Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts diesen Vorgang als fundamentalen Wandel, ja als Revolution zu bezeichnen pflegen.“

²⁰ So lautet der Untertitel des zentralen Aufsatzes in Giesecke 1992, 73-121: *‘Volksprache’ und ‘Verschriftlichung des Lebens’ in der frühen Neuzeit. Kulturgeschichte als Informationsgeschichte.*

²¹ Michael Giesecke: *Orthotypographia. Der Anteil des Buchdrucks an der Normierung der Standardsprache*, in: Giesecke 1992, 302-334, hier 302. Vgl. auch Giesecke 1990 sowie Giesecke 1991, bes. Kapitel 2: *‘Van der boychdrucker kunst’: Eine neue Informationstechnologie wird eingeführt*, ebd., 63-207.

²² Giesecke 1992, 73, rekurriert hier hauptsächlich auf Johannes Erben 1970, 392 und 393, der geschrieben hat, in der Renaissance sei es „zu einem Ablösungsprozeß [gekommen], in dessen Verlauf die bisher auf die Bewältigung der Alltagswelt und der im wesentlichen schriftlosen Kultur beschränkten Muttersprache in weitere und höhere Aufgaben hineinwuchs. [...] Die allmähliche Veränderung des Lateins ist offensichtlich verbunden mit einer zunehmenden Verschriftlichung des Lebens, woran bald auch die niederen bürgerlich-städtischen Schichten teilnehmen, wovon selbst das Dorf erfaßt wird.“